

Heinrich Schmid

«RUMANTSCH GRISCHUN» EINE SCHRIFTSPRACHE FÜR GANZ ROMANISCHBÜNDEN

Voraussetzungen, Probleme, Erfahrungen

*Deux dangers ne cessent de menacer
le monde: l'ordre et le désordre.*

Paul Valéry

Das Rätoromanische Graubündens, vierte Landessprache der Schweiz, heute rund 50.000 Sprecher umfassend (dh. 0,8% der Gesamtbevölkerung¹⁾), zerfällt bekanntlich nicht nur in zahlreiche Mundarten, sondern auch in fünf Schriftsprachen. Diese werden in der Schule gelernt und in Büchern, Zeitungen, in Vorträgen, auf der Kanzel, im Radio usw. gebraucht. Daß eine solche Fülle von «Hochsprachen» bei einer so geringen Sprecherzahl nicht unbedingt einem Idealzustand entspricht, bedarf wohl keiner näheren Erläuterung. Die Spaltung hat allerdings ihre historischen Wurzeln: sie ist ein altes Erbstück, wesentlich mitbedingt durch das Fehlen eines gemeinsamen sprachlichen Zentrums schon zu Beginn der literarischen Tradition, vor rund vierhundert Jahren, als die bündnerische Hauptstadt Chur bereits verdeutscht war. Im Laufe der Zeit hatte man sich weitgehend daran gewöhnt, die Zersplitterung als etwas natürlich Gewachsenes, oft beinahe etwas Sakrosanktes hinzunehmen. Je nach Standpunkt und Situation empfand man den Überfluß als ein Erb- G u t , das es zu bewahren galt, oder als eine erbliche B e l a s t u n g , die der selbstkritischen Frage rief, ob denn in diesem Falle weniger nicht mehr wäre.

Anfangs der Achtziger Jahre unseres Jahrhunderts kam unversehens Bewegung in die Szenerie, und immer dringender meldete sich das Verlangen nach einer überregionalen Sprachform, mit der es möglich sein würde, die Gesamtheit der bündnerischen Rätoromanen anzusprechen oder vor allem «anzuschreiben». Was war geschehen? Die Ergebnisse der Volkszählung von 1980 hatten einen weiteren Rückgang des rätoromanischen Sprachgebietes erkennen lassen, was zu teils recht heftigen Reaktionen und zu eigentlichen Alarmrufen führte.²⁾ Diese verhallten nicht ungehört, und es kam in der Folge zu zahlreichen Solidaritätsbezeugungen und zu einer erhöhten Bereitschaft, die vierte Landessprache auch im Alltag stär-

1) In Graubünden selbst wohnten nach der Volkszählung von 1980 noch 36.000 Rätoromanen (= 21,9% der Kantonsbevölkerung).

2) Vgl. vor allem Jean-Jacques Furer, *La mort dil romontsch, ni l'entschatta della fin per la Svizra* (gleichzeitig in französischer Sprache: *La mort du romanche, le commencement de la fin*

pour la Suisse), Cuera 1981. Im folgenden Jahr erschien: Rudolf Dörig und Christoph Reichenau, *2½-sprachige Schweiz? (in surselvischer Fassung: La Svizra - 2½ lungatgs?)*, Dissentis/Mustér 1982, und, wiederum von J.-J. Furer, *Romontsch 1980*, [Fundaziun Retoromana] 1982.

ker zu berücksichtigen. Dabei stellte sich zwangsläufig stets aufs neue die Frage, welches der fünf Schriftidiome man denn wählen sollte. Die stereotype Antwort: mindestens zwei, wenn nicht drei oder fünf, oder aber die beiden «stärksten», Oberländisch (Sursilvan) und Unterengadinisch (Vallder) im Jahresturnus,³⁾ konnte je länger umso weniger befriedigen. Die natürliche Folge war, daß den Bereitwilligen die Lust verging und das Rätoromanische der sich bietenden Chance beraubt wurde, auf administrativer Ebene, in Aufschriften, in der Reklame usw. vermehrt zum Zuge zu kommen. Auch der wiederholt unternommene Versuch, eine der zwar numerisch schwächeren, aber eine Zwischenstellung einnehmenden Varianten Mittelbündens als Überdachungssprache einzusetzen (worüber später), hatte nicht zu sehr ermutigenden Resultaten geführt.

Ende 1981 gelangte Dr. Bernard Cathomas, Sekretär der Lia Rumantscha (Koordinationsstelle der Aktivitäten zugunsten des Rätoromanischen in Graubünden) an den Verfasser dieses Beitrags mit der Frage, ob er nicht auch der Meinung sei, hier sollte mit vereinten Kräften nach einer Lösung gesucht werden, um die verhängnisvolle Zersplitterung zu überwinden.

Man konnte sich in der Tat kaum mehr der Einsicht verschließen, daß eine Einigung auch von den anderen Sprachgruppen der Schweiz erwartet und als Voraussetzung für eine stärkere Berücksichtigung des Rätoromanischen im öffentlichen Leben des Landes betrachtet wurde. "E i n Romanisch oder k e i n Romanisch",⁴⁾ so lautete, auf eine knappe Formel gebracht, in zahllosen konkreten Fällen die Alternative. Die Bereitschaft war im Prinzip durchaus vorhanden, allein, der bona voluntas fehlte das geeignete vehiculum.

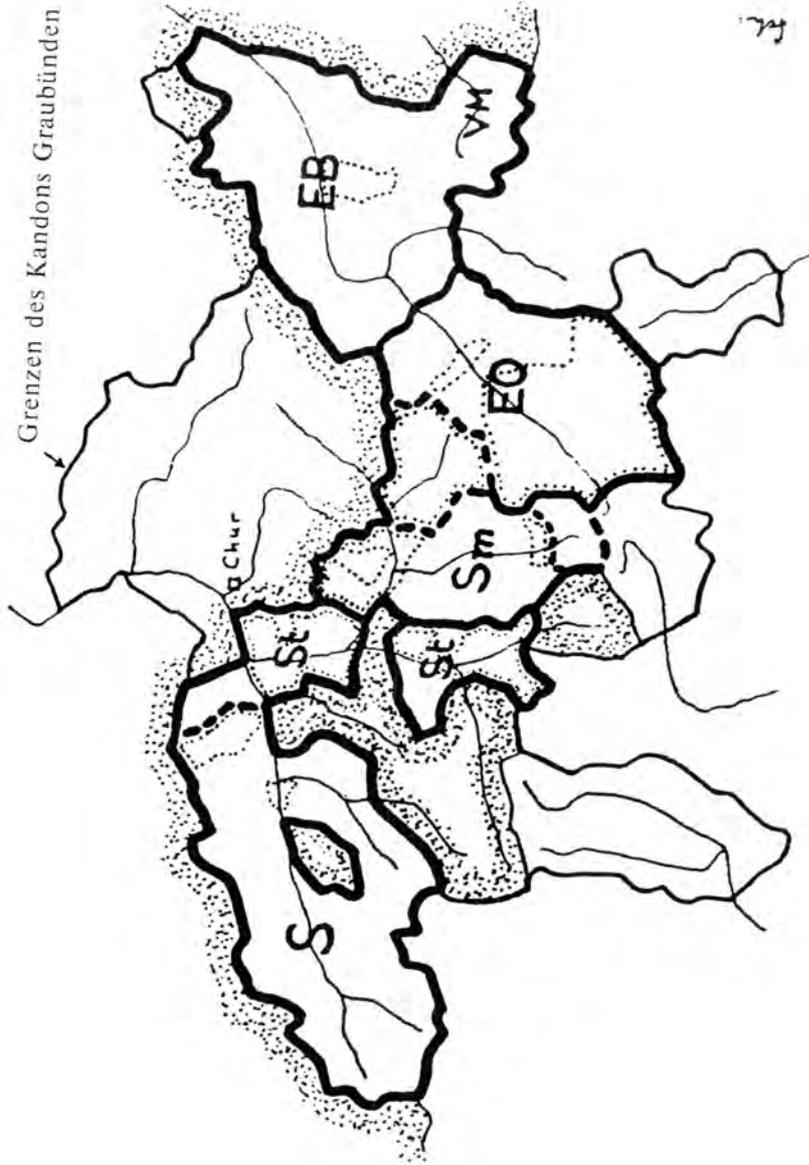
Der Versuch, ein solches bereitzustellen, wäre nach Ansicht des Schreibenden (selbst Nichtbündner und deutscher Muttersprache) eigentlich Sache der Romanen⁴⁾ selbst gewesen, nicht nur aus Gründen der

3) Dies entspricht tatsächlich einer gewissen, wenn auch sehr eingeschränkten Praxis der Bundesbehörden (das Rätoromanische ist nach Bundesverfassung Landes-, aber nicht Amtssprache).

4) Das Rätoromanische Graubündens wird in der Schweiz meistens kurzweg «Romanisch» genannt. Wir werden uns im Folgenden diese terminologische Erleichterung gelegentlich ebenfalls gestatten. Im übrigen bleiben wir bei der traditionellen Bezeichnung «Rätoromanisch», da dieser "brutta parola" (Bonfante) bisher keine brauchbar(er)e Alternative gegenübergestellt wurde. Gerade in Bezug auf Graubünden besitzt der an sich gewiß «schönere» Terminus *Ladinisch* einen entscheidenden Nachteil: als *ladin* wird hier ausschließlich das Engadinisch-Münstertalische be-

zeichnet, und zwar in bewußtem Gegensatz zum Rheinisch-Bündnerromanischen (Sursilvan, Sutsilvan, Surmiran), welches *romontsch*, *rumantsch* o.ä., aber niemals *ladin* genannt wird. *Rätoromanisch* - nicht schöner und nicht häßlicher als *Galloromanisch*, *Iberoromanisch* usw. - ist denn auch in der Schweiz längst zur offiziellen Bezeichnung der vierten Landessprache geworden und entspricht der geläufigen, durchaus volkstümlichen Gleichsetzung von *rätisch* und *bündnerisch*; vgl. Bildungen wie «Alt Fry Rätien» (Name des ehemaligen Freistaates der Drei Bünde), «Rätisches Museum» (das historisch-archäologische Museum Graubündens in Chur), «Rhätische Bahn / Viafier Retica / Ferrovia Retica» (die bündnerische Staatsbahn) und viele ähnliche Fälle. Vgl. im übrigen auch Annalas

- S = Surselva
- St = Sutselva
- Sm = Surmeir
- EO = Engiadina Ota
- EB = Engiadina Bassa
- VM = Val Müstair



deutsches Sprach-
gebiet 1860/1880

deutschsprachige
Mehrheit im "tradi-
tionell rät. Gebiet",
Stand 1980

Das sog. "traditionell rätoromanische Gebiet"
Graubündens (rätorom. Mehrheit um 1860/1880)

Kompetenz, sondern auch, weil fremde Hilfe leicht als unbefugte Einmischung ausgelegt werden konnte. Dagegen wurde eingewendet, jeder Rätoromane sei durch seine Herkunft aus einem einzelnen Teilgebiet für die Angehörigen der anderen Regionen gewissermaßen negativ stigmatisiert; außerdem vermöchte er auf der Suche nach einer überregionalen Sprachform kaum unversehrt zwischen Skylla und Charybdis hindurchzusteuern: entweder berücksichtige er zu sehr sein eigenes Idiom, dann werde sein Vorschlag automatisch von den andern Teilgebieten abgelehnt, oder aber er stelle seine muttersprachliche Variante gebührend zurück, dann laufe er Gefahr, bei den eigenen Leuten zum Verräter zu werden. So sei denn auch bei den fachlich qualifizierten Romanen im allgemeinen die Lust nicht sehr groß, das heiße Eisen anzufassen (und sich womöglich die Finger zu verbrennen, wie schon Gion Antoni Bühler vor hundert Jahren). Ein in neuerer Zeit von einem Oberhalbsteiner unternommener Versuch hatte tatsächlich, trotz unstrittiger Qualitäten, nicht zum erhofften Ergebnis geführt (siehe weiter unten). Ein neuer Anlauf schien aber unerlässlich, wenn man die sich bietenden Gelegenheiten nicht verscherzen wollte.

So erklärte sich denn der ins Auge gefaßte «Unterländer» bereit, ein erstes Konzept zu entwerfen. Er glaubte insofern mit reinem Gewissen und ohne Furcht an die heikle Aufgabe herantreten zu dürfen, als er erstens das Bündnerromanische in *al l e n* seinen Varianten von Herzen gerne mag und zweitens sein Haus in Zürich steht, in sicherer Entfernung von allen innerrätischen Interessenkonflikten. Es wurde im voraus abgesprochen, daß die Organe der Lia Rumantscha völlig frei sein würden, seine Vorschläge anzunehmen oder zu verwerfen.

Es kam dann so, daß der Entwurf nicht im Papierkorb verschwand. Er wurde in eine Art Vernehmlassung geschickt, mit Romanen verschiedener Herkunft durchbesprochen, zum Teil etwas abgeändert und schließlich in Form eines schmalen Heftchens unter dem Titel "Richtlinien für die Gestaltung einer gesamtbündnerromanischen Schriftsprache RUMANTSCH GRISCHUN"⁵⁾ erstmals im Juni 1982 veröffentlicht, in zweiter, leicht veränderter Auflage im Oktober desselben Jahres. Das Büchlein enthält neben einer Einleitung und einem vorbereitenden Kapitel fünfundzwanzig einzeln begründete Regeln für den lautlichen Aufbau der zu schaffenden Ausgleichssprache, gefolgt von Empfehlungen für die Gestaltung von Morphologie, Syntax, Wortschatz und Wortbildung, und zum Abschluß eine Reihe von Textbeispielen. Auf dieser Grundlage wurde unter der Leitung eines Sprachwissenschaftlers, Dr. Georges Darms, von einer Gruppe bündnerischer Fachleute und Studenten zunächst ein provisorisches Wörterverzeichnis,⁶⁾ dann eine kleine Grammatik⁷⁾ und schließlich ein 634

Società Retorum. Band 89, p. 7, Anm. I und Vox Romanica 39, 149.

5) «Rumantsch Grischun» im Sinne von 'gesamt-bündnerromanisch', im Gegensatz zu den Regionalformen *rumantsch ladin* (engadinisch), *romantsch sursilvan* usw.

6) I. Pledari tudestg - rumantsch gri-

schun, Chur, Dezember 1982 (Exzerpte aus den bisher vorliegenden Übersetzungen, ergänzt durch Jachen Andry). - Vocabulari fundamental tudestg - rumantsch grischun: A-D, e II. Pledari..., Chur, Frühjahr 1983.

7) Grammatica elementara dal rumantsch grischun (fonetica e morfo-

Seiten starkes "Pledari rumantsch grischun" mit Elementargrammatik (erschienen im März 1985)⁸⁾ ausgearbeitet. All dies war geschehen, ohne daß die ordentlichen finanziellen Mittel der Lia Rumantscha in Anspruch genommen wurden - ein sprachpolitisch nicht ganz unwesentlicher Punkt - sei es, daß die Beteiligten unentgeltlich arbeiteten, sei es, daß zusätzliche, ad hoc gespendete Beiträge, einerseits vom Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung und vom Kanton Graubünden, andererseits als spontane Hilfe, vor allem aus der Westschweiz (Kanton Genf) oder von privater Seite einliefen.

Das ist der gegenwärtige Stand⁹⁾ der Basisarbeiten (von den wie Pilze aus dem Boden schießenden Übersetzungen wird nachher die Rede sein). Es versteht sich von selbst, daß ein derartiges Unternehmen mancherlei Fragen aufwarf, daß es Bedenken hervorrufen und auf Widerstand stoßen mußte.

Zunächst stellte sich, schon vor Beginn der Arbeiten, natürlich die Frage nach Nutzen oder Vergeblichkeit des ganzen Versuches. Ein vielgehörter Refrain lautet: Es ist doch alles verlorne Liebesmüh! Heute kommt jede Rettung zu spät. So oder so wird das Deutsche in absehbarer Zeit das Bündnerromanische verdrängen. Was ist dazu zu sagen?

Vor allem eines: daß Sprachentwicklung nicht prognostizierbar ist. Nicht nur die äußere Form und die Struktur der Sprachen, auch ihre Existenzbedingungen unterliegen einem ständigen Wandel. Die Torheit zahlloser falscher Propheten bestand und besteht gerade darin, die Bedingungen ihrer jeweiligen Gegenwart als unabänderlich zu setzen. Die Wirklichkeit sieht ganz anders aus: Wirklichkeit ist subversiv. Hätte jemand vor zweieinhalbtausend Jahren vorausgesagt, die damals blühende etruskische Sprache werde binnen einiger Jahrhunderte verlöschen und dafür der elende kleine Dialekt der Landschaft Latium nicht nur fast ganz Italien, sondern ein Drittel Europas und das halbe Mittelmeergebiet erobern (und schließlich auf einer späteren Entwicklungsstufe noch mehr als die Hälfte Amerikas dazu), er wäre vom gesamten Establishment und von allen Realisten seiner Zeit als Phantast verhöhnt worden. Hätte einer um 250 vor Chr., als das Keltische von Großbritannien und Portugal bis nach Kleinasien (Galater!) reichte, behauptet, diese mächtige Sprachfamilie werde dereinst nur noch eine kümmerliche Existenz in einem zerfetzten Gebiet am Westrand Europas fristen, es wäre ihm kaum besser ergangen. Oder hätte jemand prophezeit, die glänzende griechische Kultur- und Verkehrssprache, die einmal mehr als das halbe Mittelmeer beherrschte, werde in einer späteren Phase auf das kleine Restgebiet des heutigen Griechenland, Zypern und einige Splittergruppen beschränkt sein, man würde ihn für unzurechnungsfähig erklärt und obendrein des Defaitismus (avant la lettre) bezichtigt haben. Umgekehrt: wer hätte zu Beginn unserer Zeitrechnung zu behaupten gewagt, der damals noch im prähistorischen Dun-

logia). Chur, August 1983 (provisorische Ausgabe).

8) Siehe unten, p. 197 ff. (Pledari).

9) Abschluß des Manuskriptes: Sommer 1985.

kel liegende, vermutlich auf das Binnenland zwischen mittlerer Weichsel und Dnjepr beschränkte Stamm der Urslaven werde sein Idiom einst über fast ganz Osteuropa verbreiten und zu einer der mächtigsten Sprachfamilien der Erde machen, mit seiner Reichweite von Deutschland über Polen, Rußland und Sibirien bis zum Pazifik? - Kurz, die Welt ist voll von Dingen, von denen sich keine Schulweisheit etwas träumen ließ, und so wird es weiterhin bleiben. Das ist die einzige Prognose, die ich riskieren möchte.

Auch in neuester Zeit läßt sich beobachten, wie die Sprachentwicklung oft Wendungen nimmt, die menschlicher Voraussicht diametral zuwiderlaufen. Ein Beispiel aus der unmittelbaren Nachbarschaft Romanschbündens: Vor etwa 70 oder 80 Jahren schien der Dialekt in den Städten der deutschsprachigen Schweiz ernstlich bedroht, und bereits wurde sein bevorstehender Untergang angekündigt.¹⁰⁾ Niemand hätte damals abzusehen vermocht, daß innert einiger Jahrzehnte gerade umgekehrt die «Hochsprache» nicht nur aus dem privaten mündlichen Gebrauch völlig verschwinden würde, sondern daß sie auch aus dem öffentlichen Leben, zum Teil sogar aus der Schule und der schriftlichen Äußerung zusehends verdrängt werden sollte, sodaß heute im gleichen Land (und in den gleichen Städten!) Maßnahmen zur Stützung des Schriftdeutschen vor der drohenden Mundartwelle als nötig erscheinen. Tatsächlich beginnt in der Schweiz die Mißachtung der deutschen Standardsprache, besonders bei der jüngeren Generation, ungeahnte Ausmaße anzunehmen, und der Einbruch des Dialekts (eines wirklichen Dialekts, nicht eines verwaschenen «Regionalhochdeutsch» wie im nördlichen Nachbarland) in ihm vorher verschlossene Domänen ist tagtäglich zu beobachten.¹¹⁾ So spricht man denn auch bereits von einer «Hollandisierung» des alemannischen Landesteils, von seiner bevorstehenden Abkoppelung vom Gespann der deutschen Schriftsprache. Bevorstehend? Vielleicht, wenn es so weitergeht. *Wenn!* das ist das entscheidende kleine Wort, dessen Bedeutung die Prognostiker aller Länder so gern übersehen.

Wir besitzen aber auch handgreifliche Beispiele für streng wissenschaftlich untermauerte Fehlprognosen, die gerade das Rätoromanische Graubündens betreffen; das schönste wohl jene futuristische Sprachenkarte des Gelehrten A. Sartorius Freiherr von Waltershausen, ordentlichen

10) Kurz nach 1900 schrieb Albert Bachmann, damals der beste Fachmann und Kenner des Schweizerdeutschen, die Mundart büße "Stück um Stück ihres Verwendungsgebietes ein". Diese Entwicklung sei "überall im Gange und unaufhaltsam"; auch sei es in einigen Gegenden üblich, nicht nur mit Ausländern, sondern auch mit Landsleuten, wenn man sie nicht persönlich kenne, "schriftdeutsch zu radebrechen", und solche Erscheinungen würden "ohne Zweifel immer häufiger werden" (Geogr. Lexikon der Schweiz, Band

5, p. 68). Tatsächlich begannen damals vor allem in den größeren Städten gewisse Kreise selbst innerhalb der Familie "hochdeutsch" zu sprechen - das wäre heute völlig undenkbar.

11) Nur ein Beispiel: im offiziellen deutschschweizerischen Radio (DRS I und II) hat der Anteil mundartlicher Sendungen zwischen 1970 und 1985 von durchschnittlich 33% auf 70% zugenommen, und im neuen dritten Programm (DRS III) wie auch in den nachgerade recht zahlreichen Privatsendern kommt überhaupt fast nur noch der Dialekt zum Zuge.

Professors der Nationalökonomie an der Universität Straßburg, publiziert anno 1900 in einer sorgfältigen, wohldokumentierten und manch treffliche Beobachtung enthaltenden Studie über "Die Germanisierung der Rätoromanen in der Schweiz" (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Band 12, Heft 5). Auf dieser in die damalige Zukunft weisenden Karte ist der Sieg des Deutschen, resp. das Erlöschen des Romanischen, etwa im untern Münstertal oder in den Dörfern nördlich von Ilanz, bereits für die Zeit um 1920 vorgesehen, wobei der Verfasser die tröstliche Meinung vertritt, damit werde "an Sprachqualität" mehr gewonnen als "an Quantität" verloren sein, und "die Segnungen der höheren deutschen Kultur" werden diesem "tüchtigen und gesunden Alpenvolke" nur "zum Wohle gereichen".¹²⁾ Man liest und staunt. Heute, gegen Ende unseres am Anfang so fortschrittsgläubigen Jahrhunderts wird man wohl auch in Deutschland^{12a)} nicht mehr ohne weiteres geneigt sein, diesen Gedankengängen zu folgen. Die konkrete Beobachtung zeigt, daß es im allgemeinen nicht die geistig regsameren Leute sind, die der romanischen Muttersprache untreu werden. Auch das Beispiel jener Teile Graubündens, die in neuester Zeit eine Entwicklung im Sinne von Sartorius durchgemacht haben, gibt kaum Anlaß zu heiterem Frohlocken: Einebnung statt Relief, Verflachung statt Eigencharakter, das ist die Kehrseite des Sprachwechsels. Ob im übrigen die jüngste Germanisierungswelle vornehmlich Kultur

12) Vgl. op. cit. 420: "Es wird dem Schreiber dieser Aufsätze nicht schwer, ohne Sentimentalität diesem notwendigen Vernichtungsvorgang zuzuschauen, nicht etwa nur aus dem an sich begreiflichen Grunde, daß der Sieg des Deutschtums ihm eine Befriedigung nationalen Bedürfnisses verursachte, sondern auch weil er der Meinung ist, daß diesem tüchtigen und gesunden Alpenvolke die Segnungen der höheren deutschen Kultur zum Wohle gereichen werden." - Und p. 460: "Wenn Graubünden einmal ganz deutsch sein wird, so wird man sich über den Verlust der romanischen [und der italienischen?] Sprache in deren bisherigem Gebiete vielleicht mit dem Gedanken trösten, daß man an Sprachqualität kulturell mehr gewonnen als man an Quantität eingebüßt habe. Dieser Trost scheint mir begründet zu sein."

12a) Dabei ist nicht zu übersehen, daß die Germanisierung auch in Graubünden selbst, besonders im 19. Jahrhundert, ihre eifrigen Befürworter hatte, hier nicht aus deutschnationalen Beweggründen, sondern mit

dem Ziel, den neugeschaffenen Kanton unter *einer* Sprache fester zusammenzuschließen, vor allem aber in der gewiß löblichen Absicht, den allgemeinen Bildungsstand zu heben. "Gute Volks- und Schulbücher werden ihnen [den romanischen Gegenden Graubündens] so lange fehlen, bis entweder die deutsche oder italienische Sprache angenommen ist", steht im Jahrbuch "Neuer Sammler" von 1806; und der Schulverein Schams-Rheinwald beschäftigte sich um 1830 mit der Frage, ob es "wünschbar" sei, "und aus welchen Gründen, an die allmähliche Ausrottung der romanischen Sprache in unserem Kanton zu denken". Andere, wie Mattli Conradi und Placi a Spescha, waren freilich schon damals der Ansicht, das Ziel wäre besser durch eine vermehrte Pflege der Volkssprache und geeignete romanische Lehrmittel zu erreichen. - Vgl. vor allem Pieder Cavigelli, Die Germanisierung von Bonaduz in geschichtlicher und sprachlicher Schau (Frauenfeld 1969), p. 91 ss., mit weiteren Textstellen.

oder Unkultur in die rätschen Täler getragen hat, ob die inzwischen ver-deutschten Gebiete gegenüber den romanischen wirklich auf ein höheres Niveau gelangt sind, darüber mag der Leser selbst urteilen.

Nicht überall sind indessen die Prognosen von Sartorius so schön in Erfüllung gegangen. Das untere Münstertal zum Beispiel war noch 1980 zu 77% (Sta. Maria), resp. zu 80% (Müstair) romanisch; Sagogn, Schluein und Falera bei Ilanz (alle im "vermutlich um 1920 germanisierten Gebiet" gelegen) zählten zur gleichen Zeit (1980) 70, 77 und 81% Romanen.¹³⁾ Die Nachbargemeinde Laax ist heute anscheinend im Begriff, zum Deutschen über-zugehen (1980 noch 51% Romanen gegenüber 32% Deutsch- und 17% An-dererssprachigen), aber es tut dies ungebührlicher Weise - falls überhaupt¹⁴⁾ - mit mehr als sechs Jahrzehnten Verspätung auf den professoralen Zeit-plan. Ähnliches gilt von vielen weiteren Ortschaften Romanischbündens. Susch im Engadin, um ein letztes Beispiel für die Treffsicherheit der Pro-gnosen anzuführen, das um 1920 "in der Germanisierung befindlich" hätte sein sollen, zählte 1980, genau wie 1970, in seiner Wohnbevölkerung 81% Romanen.

Aus alledem ist wohl zur Genüge ersichtlich, daß der um die Jahrhun-dertwende aufgestellte Terminkalender nur sehr mangelhaft eingehalten wurde. Gebietsweise sind sogar gegenläufige Bewegungen festzustellen. So stieg der Anteil der Romanen im Münstertal zwischen 1900 und 1970 kontinuierlich von 77,7 auf 86,4%, um erst in allerletzter Zeit wieder zu sinken (82,0% laut Volkszählung von 1980). Es bedarf keiner besonderen Einbildungskraft, um sich vorzustellen, daß auch zeitgenössische Unter-gangspropheten leicht zuschanden werden könnten, ähnlich wie der adlige Seher von 1900. Dabei stand Sartorius durchaus nicht allein. Auch andere waren zu äußerst pessimistischen, wenn auch kaum derart «exakten» Vor-aussagen gelangt.

Diese und ähnliche Erfahrungen sollten uns davor bewahren, einer hemdsärmlichen Ideologie des linguistischen Kahlschlags zu verfallen. Mit jeder Sprache, die untergeht, verschwindet unweigerlich auch ein Stück geistiger und kultureller Tradition, ganz abgesehen von den emotionalen Werten, die auf dem Spiel stehen. Es ist zumindest fraglich, ob dieser Ver-lust durch das Aufgehen in einer größeren Sprachgemeinschaft - der man als Zweisprachiger ohnehin auch schon angehörte - wirklich aufgewogen wird. In einer durch wachsende Nivellierung bis zum Überdruß gekenn-zeichneten Welt (und inmitten einer von Verödung bedrohten Umwelt) scheint es uns wenig angemessen, einem sprachlichen Ausmerzungspro-zeß als wohlwollender Zuschauer beizuwohnen, auch wenn die Mög-lichkeiten einer Einflußnahme beschränkt sind und eine Kleinsprache, ohne wirtschaftliches «Nutzpotal», wohl n u r a u f Z e i t bewahrt wer-den kann (auf ewig ist keine der jetzt lebenden Sprachen gesichert, sie möge sich im Augenblick noch so groß und mächtig gebärden).

13) Quelle: vor allem Furer, Romontsch 1980 (s.o., Anm. 2), der sich seiner-seits auf die Ergebnisse der eidge-nössischen Volkszählung von 1980 stützte.

14) Vgl. dazu Erwin Diekmann in Ladi-nia 7, p. 196, Anm. 10.

Die Erfahrung, daß selbst scheinbar wohlbegründete Prognosen so oft nicht in Erfüllung gehen, wird uns aber auch dazu führen, jenen Stimmen, die dem «Rumantsch Grischun» eine böse (resp. überhaupt keine) Zukunft voraussag(t)en, mit dem gebührenden Mißtrauen zu begegnen. Eine gesamtbündnerische Schriftsprache würde, so hieß es, ganz abgesehen vom unverhältnismäßigen Arbeitsaufwand und entsprechenden Kosten, kaum je Gelegenheit bekommen, effektiv gebraucht zu werden. Angesichts der Verwurzelung des Rätoromanischen im lokalen Bereich und den daraus sich ergebenden, seit Jahrhunderten eingeübten Verhaltensmustern, mußte man in der Tat gerade der Startphase des Experimentes wohl mit einiger Bangnis entgegensehen.

Nun sind wir in der Lage, solche Weissagungen (und Befürchtungen) ein Stück weit auf ihren Wahrheitsgehalt hin zu prüfen, hat doch die Zukunft, vom Zeitpunkt der «Inbetriebsetzung» der neuen Schriftsprache (Juni 1982) aus gesehen, bereits begonnen - und die Ereignisse haben einmal mehr sämtliche Propheten Lügen gestraft. Kaum war die Sache halbwegs ruchbar geworden, und bevor die Form der neuen Koiné im einzelnen feststand, wurde das Sekretariat der Lia Rumantscha von Übersetzungsaufträgen förmlich überschwemmt, und nur dank freiwilliger Zusatzarbeit und der Anstellung von Hilfskräften war die Flut einigermaßen zu bewältigen. Aus der bisherigen Bilanz geht denn auch hervor, daß die Lia Rumantscha in den drei Jahren, seit der Versuch mit der neuen Standardsprache anlief, mehr Übersetzungen herausgebracht hat als in den vorausgehenden dreiundsechzig Jahren ihres Bestehens - eine Entwicklung, die auch die optimistischsten Erwartungen übertrifft und die nur möglich war, weil das ganze Projekt von einer gut ausgebauten, vorzüglich geleiteten Organisation getragen wurde, von einsatzfreudigen Mitarbeitern, die willens waren, ohne Rücksicht auf Erfolg oder Mißerfolg den Versuch zu wagen.

Nun ist freilich anzumerken, daß die Übersetzungswünsche vor allem von Amtsstellen, von Firmen, von Unternehmungen usw. ausgingen, überhaupt in erheblichem Umfang von Auftraggebern aus nichtromanischen Gebieten, die zum Teil schon lange bereit waren, das Rätoromanische zu berücksichtigen, sobald eine überregionale Schriftsprache zur Verfügung stehen würde. Was die Aufnahme der neuen Sprachform bei der romanischen Bevölkerung selbst betrifft - und das wird in letzter Linie der springende Punkt sein - ist man vorläufig auf einzelne (selbstverständlich sich widersprechende) Wortmeldungen, auf Schätzungen und auf wenige, zum Teil nicht unproblematische Umfragen^{14a)} angewiesen. Es ist aber kein Geheimnis, daß die Begeisterung bei der älteren Generation - mit

14a) Eine Umfrage der Radiogesellschaft bei Ihren Hörern ergab folgendes Bild: 18% der Engadiner erklärten, das Surselvische, 25% das Rumantsch Grischun "gut" zu verstehen. Bei den Oberländern lauten die Zahlen: 14% für das Engadinische, 26% für das Rumantsch Grischun. Nur "zum

Teil" wollten das Rumantsch Grischun verstehen: 43% der Oberländer und 49% der Engadiner. Das Resultat der Erhebung wurde nicht nur durch partikularistische Scheuklappen, sondern auch durch den riesigen Umfang des Fragebogens (33 Seiten, 228 Fragen) wohl eher negativ beeinflusst.

zahlreichen prägnanten Ausnahmen - im allgemeinen eher gedämpft ist (oder deutlicher: die Ablehnung manchmal recht schroff ausfällt), während bei den Jüngeren die Freude am Neuen, aber auch der Wille, die alten Gegensätze zu überwinden, und vor allem die Einsicht in die negativen Auswirkungen des bisherigen Zustandes zu einer freundlicheren Grundstimmung geführt hat. Ferner fällt auf, daß relativ viele Anhänger und Promotoren der neuen Gemeinsprache unter den in der Diaspora lebenden Rätoromanen (in Chur, in Bern, in Zürich usw.) zu finden sind, welche zu ihrem Dorf und ihrer Talschaft eine gewisse Distanz gewonnen haben, häufiger in Kontakt mit Romanen aus andern Gegenden kommen und so eher bereit sind, das Ganze ins Auge zu fassen statt nur ein Teilgebiet. Umgekehrt stammen die schärfsten negativen Urteile, die ich bisher zu hören oder zu lesen bekam, von Nichtromanen, die eines der Regionalidiome gelernt, eine der Einzellandschaften speziell ins Herz geschlossen haben und nun fürchten, ihr mühsam erworbener «Besitz» könnte etwas von seinem einzigartigen Wert verlieren. Aus diesem Gefühl heraus werden sie leicht zu Eiferern, die mehr als die Einheimischen selbst einer sprachlichen Kirchturmpolitik das Wort reden. Überhaupt muß auffallen, wie sehr die erklärte Gegnerschaft der neuen Schriftsprache emotional geprägt ist: das ist ihre Stärke und ihre Schwäche zugleich. Sie besteht auch bei den eingewachsenen Romanen vor allem aus Leuten, die völlig auf das Idiom ihrer engsten Heimat ausgerichtet sind, von den andern Landschaften kaum Notiz nehmen (es sei denn im negativen Sinne) und dementsprechend alles Romanische ablehnen, das nicht dem eigenen regionalsprachlichen Kanon entspricht ("Ein anderes Romanisch? Dann lieber Deutsch!"). Sollte diese Mentalität den Sieg davontragen, im Bunde mit dem andern Extrem, der Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal der Muttersprache, so hat die neue Koiné allerdings keine fernere Zukunft und wird die Kleinsprache weiterhin (wie lange noch?) in fünf heroisch isolierte Kleinstsprachen zerfallen, mit Deutsch als einziger Überdachung: ein fremdes, schwer lastendes Dach, unter dessen Gewicht das Haus einzustürzen droht.

Heute gewinnt man freilich, aus mündlichen Äußerungen wie aus Zeitungsartikeln den Eindruck, die Anfangserfolge des neuen «linguatg punt» hätten bereits das eine oder andere Vorurteil abzubauen vermocht. Eine jüngste Umfrage^{14b)} bei den Gemeindegemeinden ergab, wie mir von Seiten der Lia Rumantscha mitgeteilt wird, eine unerwartet, fast erdrückend deutliche Stellungnahme zugunsten der neuen Schriftsprache. Doch wie immer die Zukunft aussehen mag, eines ist sicher: in einer ersten Phase hat sich die Präsenz des Rätoromanischen, vor allem im öffentlichen Bereich, mit der neugeschaffenen Überdachungssprache fast schlagartig verstärkt. Daß dies schon nach so kurzer Zeit und in solchem Ausmaß geschah, ist die erste große Überraschung, nicht nur für die Gegner, sondern auch für die Initianten des "gefährlichen" Experimentes. Das (wie in der pränatalen Phase zu lesen war) "totgeborene Kind" hat jedenfalls in seinen ersten Lebensjahren eine Vitalität entfaltet, die auch seine Geburtshelfer überraschte. - Soviel, als kurze Zusammenfassung, über den äußeren Gang der Dinge.

14b) Siehe oben, Anm. 9.

Was nun die «technische» Seite, die *E r a r b e i t u n g* der neuen Sprachform betrifft, waren eine Reihe recht heikler Entscheidungen zu fällen. Es gab Klippen, die gefährlicher waren als man dachte; es gab auch Überraschungen der angenehmen Art. Die Hauptfrage mußte natürlich lauten: Wie sollte und wie konnte man die verschiedenen regionalen Varianten auf einen Nenner bringen? Allerdings waren die Gegensätze, schon aus der bekannten partikularistischen Haltung der Sprachträger heraus, seit jeher wacker übertrieben worden. Aber auch in der Wissenschaft bestanden und bestehen ähnliche Neigungen, nicht ganz zufällig, gewährt doch die bunte Palette regionaler Spielformen geradezu faszinierende Einblicke in ein reichdifferenziertes Sprachleben und dessen geschichtliche Hintergründe. Es kann sich auch niemals darum handeln, diesen Reichtum durch eine Koiné zu *e r s e t z e n*: es geht um eine ergänzende Hilfsprache, auf die nun einmal in vielen Situationen nicht mehr verzichtet werden kann, sofern man überhaupt beim Romanischen bleiben und nicht zum vornherein, auf Schritt und Tritt, vor dem Deutschen kapitulieren will. Die Gefahr einer nennenswerten Einebnung dialektaler Unterschiede durch den Druck einer Gemeinsprache, wie sie nun da und dort befürchtet wird, ist in Graubünden zweifellos eher gering. Einzelne Einflüsse sind gewiß nicht auszuschließen, doch das ist ein völlig normaler und ubiquitärer Vorgang, und es wäre ohnehin nicht nur unmöglich, sondern auch unmenschlich, eine Sprache oder Mundart in ihrer einmal bestehenden Form auf alle Zeiten fixieren zu wollen, sozusagen zu mumifizieren (wie das viele Mundartfreunde tun möchten), und sie damit rettungslos erstarren zu lassen. Jede Sprache verändert sich, muß sich bekanntlich verändern, solange sie lebt. Im übrigen dürfte die Gefährdung lokaler Besonderheiten, etwa der Tavetscher Mundart oder des Oberengadinischen, durch eine überregionale (und damit weiter entfernte) Koiné wohl geringer sein als durch näherstehende Idiome (die surselvische Schriftsprache, das Unterengadinische, die schon seit längerer Zeit ihren Einfluß geltend machen).

Was nun das Problem der Überbrückung regionaler Gegensätze beim Aufbau einer Schriftsprache betrifft, drängt sich zunächst die allgemeine Feststellung auf, daß es in andern Ländern gelungen ist, weit schärfere Gegensätze unter *e i n e r* Norm zu subsumieren, man denke nur an die naheliegenden Beispiele des Deutschen, des Italienischen und des Französischen. Das nimmt unserem Problem zwar etwas von seiner theoretischen Schärfe, doch handelt es sich *in effectu*, gerade weil der Einigungsprozeß in Romanischbünden nicht in kleinen Schritten, im Laufe von Jahrhunderten verwirklicht werden konnte, um eine äußerst delikate Operation, vielleicht nicht so sehr in linguistischer wie in psychologischer Hinsicht.

Das bei weitem sympathischste Verfahren hätte im Prinzip darin bestanden, einem der *b e r e i t s a u s g e b i l d e t e n* Schriftidiome die Funktion einer übergeordneten Brückensprache zuzuweisen. Für eine solche vermittelnde Rolle hätten sich am ehesten die mittelbündnerischen Varianten (Sutselvisch und Surmeirisch) geeignet, nicht nur wegen ihrer tatsächlichen Stellung zwischen den Blöcken, sondern auch im Hinblick auf ihre geringere Belastung durch Aversions- und Konkurrenzgefühle von Seiten der Hauptgebiete, Surselva und Engadin. Bereits unternommene Versuche mit dem *S u r m e i r i s c h e n* hatten indessen nicht zu sehr er-

mutigenden Resultaten geführt. Gerade das Surmiran schien, besonders in seiner geschriebenen Form, sowohl den Engadineren wie den Oberländern einige Mühe zu bereiten, was sich nicht nur aus mangelnder Gewohnheit erklärt, sondern auch aus einer Reihe aberranter Züge, die gleichzeitig der Surselva und dem (Unter-)Engadin, zum Teil auch der Sutselva - und damit drei Vierteln wenn nicht neun Zehnteln aller bündnerischen Rätoromanen - fremd sind.¹⁵⁾ Das *S u t s e l v i s c h e* als die zahlenmäßig und von der Lebenskraft her schwächste Variante, die zudem nicht in gleichem Maße wie das Surmiran eine linguistische Mittelstellung einnimmt, schien zum vornherein nicht sehr geeignet, die Funktion einer übergeordneten Gemeinsprache zu erfüllen. Entsprechende Sondierungen in Romanischbünden stießen denn auch auf recht wenig Gegenliebe. Untragbar (und unrealistisch dazu) wäre auf der andern Seite aber auch eine Politik der starken Hand, die darin bestehen würde, einfach das zahlenmäßig bedeutendste Regionalidiom, das *S u r s e l v i s c h e* (mit all seinen Sondermerkmalen und Anomalien) als übergeordnete Standardsprache einzusetzen. Die natürliche Folge wäre eine Abspaltung des Engadins - von dem immer wieder wesentliche Impulse ausgingen - vermutlich aber auch der mittelbündnerischen Zwischenzone. So groß gerade dank seinen Archaismen und originellen Eigenentwicklungen die Attraktivität des Surselvischen für den Fachmann ist, so gering ist sie im allgemeinen, das kann man nicht übersehen, für den «Normalbündner» der andern Teilgebiete. Ihre gewissermaßen periphere Einmaligkeit verwehrt es der Surselva, innerhalb Romanischbündens eine integrierende Vermittlerrolle zu spielen, und eine reine Machtprobe, die pauschale Mißachtung aller übrigen Regionen, hätte zweifellos gesamtbündnerisch gesehen desaströse Folgen.

Das sind im wesentlichen die Gründe, die ein anderes Vorgehen nahelegten. Es bestand darin, für jedes einzelne Merkmal die jeweils am stärksten verbreitete (oder, im Bereich der Morphologie, die einfachste, transparenteste) Form auszuwählen, im Bestreben, dadurch möglichst vielen Romanischsprechenden aus allen Teilgebieten das spontane Verständnis zu erleichtern. Als Grundlage dienten im Prinzip nicht die Ortsmundarten, sondern die regionalen Schriftsprachen, durch die ja bereits eine Vorfiltrierung der lokalen Varianten erfolgt war. Allerdings wurden die Mundarten als eine Art Reserve im Hintergrund bereitgehalten, für jene Fälle, wo aus den Schriftidiomen keine eindeutige oder keine befriedigende Lösung zu gewinnen war.

Bei der Ausarbeitung des Vorprojektes wurde sehr bald klar, daß sich das Verfahren erheblich vereinfachen (und zugleich besonders für Laien einsichtiger gestalten) ließ, indem man sich statt auf alle fünf zunächst nur auf drei Regionalschriftsprachen abstützte: auf die beiden «Großen» (dh. numerisch und in neuerer Zeit wohl auch literarisch bedeutendsten), *S u r s e l v i s c h* und *U n t e r e n g a d i n i s c h*, und auf die im

15) Vor allem die Diphthonge aus betontem *i*, (*ü*), *u* (*feil*, *stgeir*, *lavour*), die Palatalisierung der Nasale (*fegn*, *bagn*) und die reichliche Verwen-

dung des Buchstabens *a* in unbetonter Silbe gegenüber *e* oder *i* in der Surselva und im Engadin (*an* 'in', *antschever*, *partge*, *prancepi* usw.).

Vordergrund stehende Variante Mittelbündens, das *Surmeirische*. Letzterem fiel damit sozusagen die Rolle eines Schiedsrichters zu, wo immer die beiden Außenflügel divergieren. Also z.B., im Bereich der Phonetik, S¹⁶⁾ *cor*, Eb *cour*: Sm *cor*; RG¹⁶⁾ *cor* 'Herz' oder S *siat*, Eb *set*: Sm *set*: RG *set* 'sieben'; andererseits natürlich S *ura*, Eb *ura*: RG *ura* 'Stunde', trotz Sm *oura*. Hätte man alle fünf Schriftidiome herangezogen, so wäre das Resultat in den genannten Beispielen (und fast überall sonst¹⁷⁾) nicht anders ausgefallen, vgl. Eo *cour*, *set*, *ura* (Aussprache älter *cogr*, *ugra*), St *cor*, *seat*, *ura*. Zu den gleichen Koinéformen gelangt man aber auch, wenn das Surmiran als Basis gewählt und jene Sondermerkmale ausgemerzt werden, die zugleich dem Engadin und der Surselva fremd sind (Sm *oura* gegenüber Eb=S [=Eo=St] *ura*).

Damit befinden wir uns ganz in der Nähe von *Leza Uffer* (1912-1982), der seinem bereits erwähnten Vorschlag für eine überregionale Form des Bündnerromanischen (meist «Interrumantsch» genannt - der Name stammt nicht von Uffer selbst) im wesentlichen das Surmeirische zu Grunde legte, aber einige der auffälligsten Sondermerkmale eliminierte. Allerdings ging er dabei weniger weit als dies unserem Vorgehen entsprochen hätte. So hielt er u.a., mindestens teilweise, gerade an den spezifisch surmeirischen Diphthongen fest.¹⁸⁾ Dieses nur relativ zögernde Abrücken von seinem eigenen Idiom (Uffer stammte aus Tinizong im mittelbündne-

16) Zur Bezeichnung der Teilgebiete verwenden wir die folgenden Abkürzungen (vgl. DRG): E = Engadin / Eb = Engiadina Bassa, Unterengadin («Vallader»), meist mit Einschluß von VM = Münstertal / Eo = Engadin'Ota, Oberengadin («Puter») / S = Surselva, Bündner Oberland / Sm = Surmeir (Albula-Juliagebiet) / St = Sutselva (Hinterrheintal) / VM = Val Müstair, Münstertal («Jauer»). - Dazu nun RG = «Rumantsch Grischun».

17) Eine Ausnahme macht in dieser Beziehung das Resultat von betontem lat. A, sofern ein Palatalkonsonant vorausging. In diesem Falle zeigen neben dem Oberengadin (wo der Wandel zu *e* lediglich an die Bedingung der ursprünglich offenen Silbe gebunden ist: nicht nur *chesa*, *tucher* usw., sondern zudem *frer*, *clamer*, *ela*, *nes* etc.), auch Surmeir und die Sutselva - also drei von fünf Idiomen - eine Palatalisierung des A (Sm *tgesa*, *tutgier*, St *tgeasa*, *tutgear* [éa], hingegen *frar*, *clamar*, *ala*, *nas*), während das Unterengadin und die Surselva (schriftsprachlich) in allen Fällen bei *a* bleiben. Aber gerade die ungleichmäßige Entwicklung je

nach dem vorausgehenden Konsonantentypus führt zu erheblichen Komplikationen, u.a. zu den berüchtigten «6 Konjugationsklassen» des Surmiran (Infinitive auf *-ár*, *-er*, *-ier*, *-eir*, *-ëir* und *-er*: *clamar*, *laschèr*, *tutgier*, *pudèir*, *durmèir*, *pèrder*). Es empfiehlt sich dringend, für die gemeinsame Schriftsprache solche Verwicklungen zu vermeiden und den in diesem Falle einfacheren Verhältnissen des Unterengadinischen und Surselvischen zu folgen (RG *chasa*, *tutgar*, *laschar*, mit *a* wie *frar*, *clamar* usw.); diese Lösung ergibt sich ohnehin automatisch, wenn wir die vereinfachte Formel (S + Eb + Sm) anwenden.

18) So finden sich in einer Textprobe (publiziert im Calender Surmiran 1983, 67) Formen wie *nateira*, *meida* MUTAT, *veiva* (neben *viver*, *vivian*), *screiver*, *cumein* (Sm *cumegn*), ferner *plei* PLUS, *Rumantseia*, *simpateia*, daneben allerdings Infinitive auf *-ir* (gegenüber Sm *-eir*). Ein etwas abweichendes Bild ergibt sich aus andern Textproben, vgl. Calender Surmiran 1984, 75. - Sein Festhalten an den surmeirischen Diphthongen be-

rischen Oberhalbstein) mag mit ein Grund gewesen sein, warum er mit seinen - allerdings auch schwer greifbaren - Vorschlägen nicht durchzudringen vermochte: den Oberhalbsteinern war seine Sprachform zu wenig, den andern zu sehr oberhalbsteinisch. Für das Rumantsch Grischun wurde bei Uffer insofern eine direkte Anleihe gemacht, als seine scharfsinnige Lösung des graphischen Problems, wie der stimmlose Mediopalatal \check{c} zu schreiben sei, mit einer leichten Modifikation übernommen wurde: *ch* am Wortanfang [RG nur vor *a* und *o*], *tg* in allen übrigen Fällen. Man vergleiche dazu die Beispiele S *casa*, Eb *chasa*, Sm *tgesa*: RG *chasa* 'Haus' (in der Graphie der Regionalsprachen dominiert der Buchstabe *c*), dagegen S *notg*, Sm *notg*, Eb *not*: RG *notg* (in der Graphie dominiert, bei ebenfalls verschiedener Aussprache, der Buchstabe *t*); das Resultat bleibt sich wiederum gleich, wenn das Oberengadin und die Sutselva mitberücksichtigt werden: Eo *chesa*, *not*, St *tgeasa*, *notg*. Leza Uffer, der unserem Projekt grundsätzlich positiv gegenüberstand, nahm noch an einer Sitzung teil, in der die im Entwurf vorliegenden Richtlinien diskutiert wurden. Von ihm stammt die vom Schreibenden insgeheim erhoffte, dann auch von den andern Anwesenden mehrheitlich gebilligte Empfehlung, in Fällen wie *aur* 'Gold', *chaussa* 'Sache' gegen die Hauptregel der *au*-Form den Vorzug zu geben, trotz Eb *u* n d Sm *or*, *chosa/tgossa* [im RG dann auch *aut* 'hoch', *fautsch* 'Sense' usw., in Abweichung von Uffers Vorschlag, der hier differenzieren wollte: lat. AU > *au*, aber lat. AL] > *o*, also *aur*, *chaussa*, aber *ot*, *fotsch*]; vgl. Richtlinien 12, Regel 15, dazu Begründung auf Seite 12a: *au* nicht nur in der Surselva (schriftsprachlich), sondern (dialektal) auch in einer Kernzone des Unterengadins und sporadisch in Mittelbünden, ferner *au* > \bar{a} (\bar{a} r, \bar{c} h \bar{a} ssa; \bar{a} t, \bar{f} ätsch) im Münstertal und in einzelnen unterengadinischen Ortsmundarten - also bei näherem Zusehen eine wesentlich geringere Prädominanz des Ergebnisses *o* als dies zunächst den Anschein hat, vgl. die nebenstehende Sprachkarte und Richtlinien p. 12a. - Ähnliche Überlegungen führten zur Wahl der Formen vom Typus *maun*, *launa* (= S, aber auch = Eo [Graphie] sowie dialektal VM und sporadisch St, Sm) statt *man*, *lana* (so heute Eb, vgl. Sm *mang*, *langa*); siehe unsere Karte p. 187, Richtlinien p. 12a.

Abgesehen von Ausnahmefällen wie dem eben genannten, wo im Interesse der Deutlichkeit, des besseren Verständnisses oder aus sprachgeographischen Überlegungen von der Hauptregel abgewichen wurde, ergaben sich keine Entscheidungsprobleme, sofern zwei von den drei als Basis gewählten Idiomen übereinstimmen. Schwieriger wurde es, wenn jede der drei maßgebenden Regionalschriftsprachen mit je einer anderen Form aufwartet, z.B. S *tut*, Eb *tuot*, Sm *tot* 'ganz' oder S *egl*, Eb *ögl*, Sm *ígl* 'Auge', S *pagar*, Eb *pajar*, Sm *paer* 'bezahlen'. In diesen Fällen galt es, sorgfältig abzuwägen und auch das Oberengadinische, das Sutselvische und die Lokalmundarten in den Evaluationsprozeß mit einzubeziehen.

gründete Uffer (in einer mündlichen Mitteilung) damit, daß es sich um ein typisch bündnerrom. Merkmal handle, das sporadisch auch in sur-

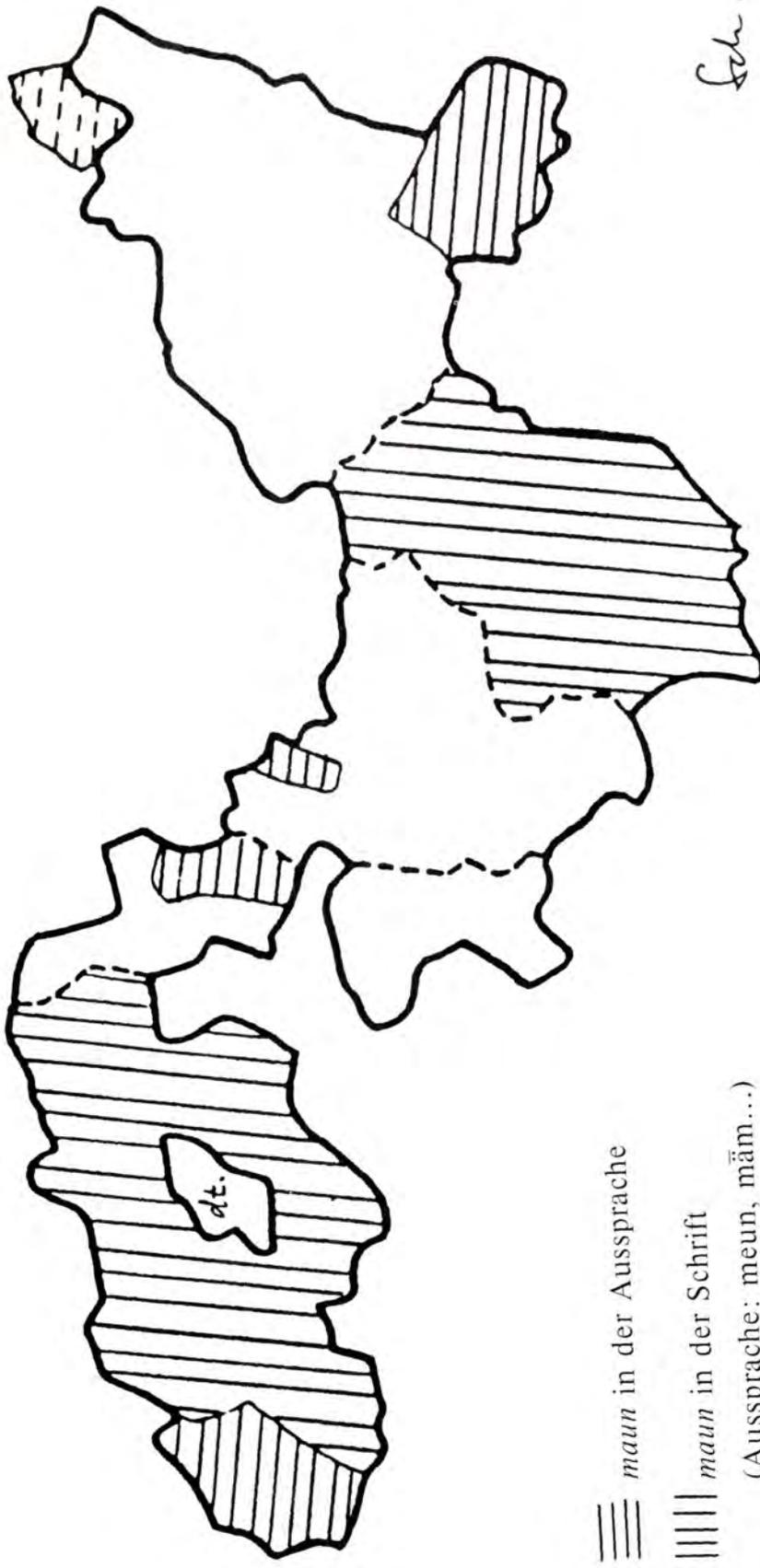
selvischen Mundarten anzutreffen ist (vor allem in einem Teil des Lugnez, vgl. Grisch, Surmeir 63, Anm. 8).



Resultate vom lat. *AU* (resp. *AL* vor Dental- od. Palatalkons.)

Was für Probleme dabei zu lösen waren, welche Kriterien für die Entscheidung den Ausschlag gaben – denn eine Weichenstellung mußte in der Regel erfolgen, auch wo mehrere Wege gangbar schienen – das soll nun anhand einiger Beispiele gezeigt werden. Bei alledem hatte der Verfasser den unschätzbaren Vorteil, daß er, wo immer Zweifel auftauchten, die Wahl nicht im Alleingang treffen mußte, sondern stets die Meinung von Native Speakers aus den verschiedenen Teilen Romanischbündens einholen und ihre Überlegungen, vor allem aber ihre *E m p f i n d u n g e n* als Entscheidungsfaktoren mit in die Waagschale werfen konnte. Auch *A n d r e a S c h o r t a*, dem dieser Band gewidmet ist – ohne Zweifel der beste Kenner der Materie –, gehörte zu den Ratgebern der ersten Stunde, und es sei dem Schreibenden gestattet, ihm hiermit noch *publice* für seine Mitwirkung zu danken. – So kam es denn, wenigstens im kleinsten Rahmen, oft zu einer Art Plebiszit. Daß ein Plebiszit im eigentlichen Sinne nicht möglich war und nur zu endlosen Streitigkeiten geführt hätte, bedarf wohl keiner genaueren Darlegung. Auf wirklich demokratische Art ist noch keine Schriftsprache entstanden. Sie kann höchstens nachträglich, durch den Gebrauch, von der Allgemeinheit sanktioniert und durch eben diesen Gebrauch *v e r ä n d e r t* werden.

In einer recht unkomfortablen Lage befinden wir uns in Bezug auf die Resultate von *ó* (klass. lat. *ō, ū*) in geschlossener (auch sekundär durch zwei Konsonanten geschlossener) Silbe. Das Engadin diphthongiert sehr weitgehend (schriftsprachlich *cuort, fuorma, cuolm, tuoss, guotta, tuot, muos-cha, uonda*; Plural *fluors, signurs* zum Singular *flur, signur*), die Surselva nur mit erheblichen Einschränkungen (*cuort, fuorma, cuolm, tuos, guotta*, aber *tut, mustga, unda, flurs, signurs*), während den Schriftsprachen Mittelbündens der Diphthong *uo* fast ganz (Sutselva) oder völlig (Surmeir) fremd ist (St schriftsprachlich *curt, furma, tuss, guta, tut, mustga, unda, flurs, signurs*, aber mit fakultativem Diphthong [*úa*] *cualm* neben *culm*; Sm schriftsprachlich *curt, furma, colm, tos, gotta, tot, mostga, onda, flours, signours* – dies sind die in den Richtlinien verwendeten Beispielwörter). Nach der Hauptregel würde sich für die gemeinsame Schriftsprache folgende Verteilung ergeben: einerseits *cuort, fuorma, cuolm, tuoss, guotta* mit Diphthong (S=Eb), andererseits *tut* oder *tot*, *mustga* oder *mostga*, *unda* oder *onda* mit Monophthong (S~Sm) und schließlich *flurs, signurs* eindeutig mit *-u-*, da dem surmeirischen *ou* normalbündnerromanisches *u* entspricht. Zieht man das Sutselvische mit heran, so wird in den zweifelhaften Fällen (*tut/tot* usw.) die Entscheidung ebenfalls zugunsten von *-u-* fallen; berücksichtigt man aber auch die mundartlichen Verhältnisse des Unteren-Engadins und des Münstertals (weitgehend *tot, onda, toss* usw. statt schriftsprachlichem *tuot, uonda, tuoss*), so ergibt sich aufs neue ein Gleichgewicht zwischen *u* und *o*. Dialektale Unterschiede innerhalb der Surselva (*u* statt *uo* [*úe*] im Tavetsch: zwar *cuert, cuelm*, aber *tus, furtga, tur, urs* usw.; dann Formen wie *curt, culm, furtga, -ca* in Flims, teilweise in der Foppa, in Disentis sowie in der Val Medel) lassen die Situation vollends als rettungslos verwickelt erscheinen. – Der in die Vernehmlassung geschickte Entwurf der Richtlinien ließ die verschiedenen Möglichkeiten (Differenzierung? Vereinheitlichung? falls ja, *u* oder *o*, evtl. *uo*?) noch offen. In der Diskussion gewann dann die «Radikallösung» – *u* in allen Fällen (Richtlinien p. 14,



Verbreitung des Typus *maun*

Nr. 19) – die Oberhand. Damit war eine einfache, leicht faßliche und leicht zu handhabende Regelung für einen verzwickten Tatbestand getroffen, allerdings um den Preis eines für große Teile Romanischbündens typischen Diphthongs; doch bot sich gerade hier eine willkommene Gelegenheit, auch die Sutselva – mit ihrer klaren Lösung der «uo-Frage» – einmal zum Zuge kommen zu lassen. Tatsächlich entsprechen nun die Formen des Rumantsch Grischun in Bezug auf dieses eine Merkmal fast durchwegs den Lautungen der sutselvischen Schriftsprache, wie sie im Wörterbuch von Curo Mani (Pledari sutsilvan, Cuira, Leia Rumantscha, 1977) verzeichnet ist und heute vor allem im Schams gebraucht wird.

Aus dieser Regelung ergab sich von selbst auch eine Antwort auf die nicht unheikle Frage, wie denn der Name der bündnerischen Hauptstadt Chur (S *Cuera*, Eb *Cuira*, Sm *Coira*) in der gemeinsamen Schriftsprache lauten sollte. Im allgemeinen gilt der Grundsatz (vgl. Richtlinien p. 11), daß Ortsnamen unangetastet bleiben und ihre regionale Form bewahren, selbst wenn diese Laute oder Lautverbindungen enthält, die der gemeinsamen Schriftsprache sonst fremd sind^{18a)} (also z. B. *Müstair*, *Salouf*, *Rueun*). Im Falle der Hauptstadt Graubündens, Sitz der Regierung, der kantonalen Verwaltung, der Lia Rumantscha usw., wichtigstes gemeinsames Zentrum aller bündnerischen Romanen, das außerhalb der einzelnen Regionen im deutschen Sprachgebiet liegt, mußte dieser Grundsatz natürlich durchbrochen werden. Nun ergibt sich aus der eben erwähnten Regelung, allein schon auf der Basis von unterengad. *Cuira*, die Lösung *Cuira* (regional *uo*: RG *u*), welche nicht nur salomonisch die Mitte hält zwischen surselv. *Cuera* und surmeir. *Coira*, sondern überdies genau sowohl der sutselvischen wie der oberengadinischen Form entspricht. Die Frage der Betonung (mittelbündnerisch teils *Cuira*, teils *Cúira*, oberengad. *Cúira*) durfte in der Schreibsprache offen bleiben; im Fall eines mündlichen Gebrauchs ist die Aussprache im Prinzip freizustellen, getreu der Devise, daß nichts vorgeschrieben werden soll, was nicht vorgeschrieben werden muß (vgl. das Motto am Anfang dieses Beitrags). Ernstliche Verständigungsschwierigkeiten sind deswegen nicht zu erwarten: wer will, wird verstehen, wer nicht will, wird ohnehin nichts verstehen.

Eine ähnlich verworrene Situation wie bei den Resultaten von *ó* herrscht in Bezug auf die Entwicklung der lateinischen Velare vor A (vgl. surselv. *tgau*, *tgamin*, *mustga*, *baselgia*, aber *casa*, *caussa*, *cavagl*, *vacca*, *carga*, *gat* [Var. *giat*]) sowie des germanischen w- (surmeir. *gant* 'Handschuh', *gôt* 'Wald', *ghera* 'Krieg', aber *vurdar/varda*, *veisa* 'Weise, Art' und *untgir* 'ausweichen'; surselv. *uardar*, *uiara*, *uaul*, *uisa*, aber *von* 'Handschuh' und *guarir*, *gudignar*; Eb-VM dialektal *uardar*, *uauud/uad* usw. neben *guar-dar*, *guauud/god*). Auch hier fiel der Entscheid zugunsten einer Systematisierung. Das bedeutet, daß die engadinischen Formen, die eine gleichmäßige Entwicklung zeigen, in den Vordergrund rücken: das Engadin palatalisiert C und G vor A in Erbwörtern fast ausnahmslos, und w- erscheint in der Schriftsprache beider Talabschnitte stets als *g(u)*-. Also nicht nur *cheu/cho*

18a) Im Prinzip wurden alle Laute und Lautfolgen eliminiert, die in einem der drei Hauptteile (Surselva, Mit-

telbünden, Engadin) nicht vorkommen, siehe Richtlinien p. 5.

CAPUT, *chamin, muos-cha, baselgia*, sondern auch *chasa/chesa, chosa, chavagl, vacha, chargia, giat*; aus w- schriftsprachlich (Eb) *guardar, guarir, guadagnar, guant, guerra, guisa, guinchir* und *god*. – Einwände gegen ein vereinfachendes Vorgehen in Anlehnung ans Engadinische konnten nicht ausbleiben; doch vermochte man sich auch bei den surselvischen Gesprächspartnern der Einsicht nicht zu verschließen, daß erstens das eigene Idiom mit seinem Schwanken zwischen zwei oder drei Resultaten in diesem Fall keine tragfähige Basis abgab und zweitens die Engadiner mit dem Verzicht auf die Vokale *ü* und *ö* (s.u.) ein schweres – zweifellos ein schwereres – Opfer zu erbringen hatten, sodaß ein gewisser Ausgleich als gerechtfertigt, im Interesse einer ausgewogenen Lösung sogar als unerlässlich erschien. Dies umso mehr, als ja bei den Resultaten von *c^A* die graphische Differenz zum vorherrschenden surselvischen *c-* (*casa, caussa, cavagl* usw.) dank der Uffer'schen Schreibung (*č* = *ch* am Wortanfang: RG *chasa, chaussa, chaval*) in recht engen Grenzen gehalten werden konnte.

Mit den palatalisierten Formen wird ein Merkmal in die gemeinsame Schriftsprache eingebracht, das für das Rätoromanische insgesamt (auch Zentralladinien, Friaul) und andere Randzonen der Cisalpina besonders charakteristisch ist, heute die nördliche Peripherie vom Gros der padanischen Dialekte und vom Italienischen abhebt und dafür mit der Galloromania verbindet. Es ist bezeichnend für die innere Strukturierung des Bündnerromanischen, daß sich dieses Merkmal nur im Engadin voll zu entfalten vermochte, dagegen im Rheingebiet an einschränkende Bedingungen gebunden blieb¹⁹⁾ oder sogar (in der Surselva und in Nachbarschaft des Deutschen?) durch konservative Regressionstendenzen unterdrückt wurde. – Im Falle von *gu-* aus german. w- wurde dagegen nicht die für Romanischbünden typischere, sondern die eindeutigere, körperhaftere Variante übernommen, im Bestreben, allfälligen Mißverständnissen nach Möglichkeit vorzubeugen.

Ein besonders schwieriges Problem stellte sich, wie schon angedeutet, im Bereich des Vokalismus. Das Engadin und das Münstertal kennen bekanntlich gerundete Vokale der vorderen Reihe (*ü* und *ö*); das Rheingebiet, mit alleiniger Ausnahme von Bivio zuoberst im Oberhalbstein, hat sie bereits vor oder zu Beginn der literarischen Überlieferung entrundet. Dem engadinischen *mür, üert* (< *üört*), *öv* (< **üöv-*), *ögl* entsprechen daher surselvisch *mir, iert, iev, egl*, surmeirisch *meir, iert, (iev²⁰⁾, ígl*. Rein theoretisch ergaben sich keine Entscheidungsprobleme: das Engadinisch-Münstertalische steht mit seinem *ü, ö* allein dem vereinigten Rheingebiet, Surselva und Mittelbünden gegenüber.²¹⁾ Schon auf Grund der Mehrheitsverhältnisse war also die Lage eindeutig. Gegen eine Aufnahme von *ü* und *ö* ins Rumantsch Grischun sprach aber auch die prinzipielle Überlegung, daß die

19) In Mittelbünden i.a. nur vor betontem A; vor unbetontem A nur in Präsenz eines Labials oder, vor auslautendem -a, in nichtvelarer Umgebung.

20) Noch sporadisch in *cler d'iev* 'Eiweiß' neben *cler d'ov* (*ov* analogisch

nach dem Plural *ovs* < *ōvos*, ohne Umlaut *ó* > *uo* > *üö* > *ie*, der nur vor -UM [und -I] eintritt).

21) Nur vereinzelt sekundäres *ö* oder *ü* aus Diphthongen: *q̄* (< *eu* < *au*) und *ȫ* (< *eu* < *iu*) auf dem Heinzenberg; akzidentell *ü* (< *iu*) in der Surselva.

gemeinsame Schriftsprache keine Laute enthalten sollte, die einem Teilgebiet völlig fremd sind (siehe oben, Anm. 18a), und in diesem Fall wären sogar zwei von drei, resp. drei von fünf Hauptregionen betroffen gewesen. Es kommt dazu, daß im Rheingebiet die beiden Laute, vor allem die beiden Schriftzeichen (Schriftsprache!) nicht so sehr als engadinisch wie als spezifisch deutsch empfunden werden und somit auch von da her unter einem ungünstigen Vorzeichen stehen.

Auf der anderen Seite mußte wohl jeder auch nur halbwegs sensible «Bearbeiter» (und Sprachliebhaber) vor einem so harten Eingriff ins Lautsystem, wie es die völlige Exzision zweier Grundelemente darstellt, vorerst einmal zurückschrecken. Zu allem Überfluß handelt es sich nicht um irgendwelche beliebigen Laute, sondern um zwei – wenn man so sagen darf – exquisite Vokale, die der Sprache ein eigenartiges Kolorit verleihen und im allgemeinen als besonders reizvoll empfunden werden: schon ein lateinischer Grammatiker sprach vom griechischen *ü* (*y*) als von einer *littera iucundissima*, die dem Lateinischen leider abgehe (Quintilian, *Institutio oratoria* XII, 10, 28), und ein bekannter surselvischer Schriftsteller meinte, es müsse die Engadiner doch recht sauer ankommen, auf eine so schöne Form wie *la rösa* (surselv. *la rosa*) zu verzichten (daß *rösa* kein echt engadinisches Wort ist, sondern ein Lombardismus,²²⁾ kann bei einer ästhetischen Würdigung natürlich nicht ins Gewicht fallen – es tut der Schönheit im Prinzip keinen Abbruch, wenn sie auf fremdem Boden gewachsen ist).

Bei der Durchführung zeigte sich dann überraschenderweise, daß der Eingriff weniger schmerzhaft war als man dachte, daß man offenbar eigene innere Kämpfe nach außen projiziert hatte. Jedenfalls waren die Reaktionen von engadinischer Seite gemäßiger als erwartet: wohl ein gewisses Bedauern über den Verlust, die unstreitige Verarmung, aber auch die fast als selbstverständlich geäußerte Einsicht, daß die beiden Vokale im System einer gesamtbündnerromanischen Schriftsprache tatsächlich kaum Platz finden könnten. Vermutlich spielte dabei eine besonders im untern Unterengadin und im Münstertal zu beobachtende Tendenz mit, unbetontes *ü* und *ö* ebenfalls zu entrunden²³⁾ (deutschtirolischer Einfluß?²⁴⁾). Man vergleiche in diesem Zusammenhang das im ganzen Engadin vorherrschende *üert*, *chüern* usw. statt *üört*, *chüörn*, woraus im Unterengadin häufig, im Münstertal regelmäßig *iert*, *chiern* oder *jert*, *chjern* (vgl. DRG 3, 638), vor allem aber die im Unterengadin weit verbreitete Form *in*, *ina* des unbestimmten Artikels²⁵⁾ (schriftsprachlich *ün*, *üna*), auf dessen Konto ein erheblicher Anteil der engadinischen *ü*-Laute entfällt.

22) Die autochthone Entwicklung hätte zu **rousa* geführt, vgl. *rouda* RÖTA, *nouva* NÖVA usw.

23) Vgl. Puli, *Sent* 58 (§ 120, 123), 72 (§ 159, 161), Schneider, Ramosch 71 s., Schorta, Müstair 57, 59; insbes. auch Ritter, Samnaun 158 ss., 203 s.

24) Trotz den (rein theoretisch begründeten) Einwänden Schneiders (siehe Anm. 23) ist tirolischer Einfluß

schon darum keineswegs unwahrscheinlich, weil die Entrundung am deutlichsten in der deutsch-romanischen Kontaktzone zu beobachten ist: in der Grenzgemeinde Müstair und vor allem in der erloschenen romanischen Mundart des vom Tirol her germanisierten Samnaun.

25) Vgl. z.B. die von Schorta publizierten Dialekttexte aus Scuol und Vnà/

So wurde denn die Operation vollzogen, und es hat den Anschein, sie sei im Rahmen des Möglichen einigermaßen verkraftet.^{25a)} Damit erübrigte sich ein vom Verfasser bereits erwogener Rettungsversuch der geliebt-ungeliebten Vokale, der darin bestanden hätte, zwei schriftsprachliche Varianten zuzulassen, eine mit und eine ohne *ü* und *ö*. An sich wäre eine derartige Duplizität, sofern sie auf wenige Merkmale beschränkt bleibt, nicht a priori von der Hand zu weisen. Völlig einheitliche Schriftsprachen ohne regionale Schattierungen dürften ohnehin zu den Seltenheiten gehören (man denke auch, gerade in unserem Zusammenhang, an die im Deutschen so großzügig tolerierten Reime vom Typus *schön:gehn, rühren:zieren*,²⁶⁾ die allerdings in der offiziellen Graphie keinerlei Niederschlag finden). Im Serbokroatischen – um innerhalb des heutigen Europa²⁷⁾ zu bleiben – funktioniert seit mehr als hundert Jahren ein janusköpfiges System: Serbisch mit kyrillischem, Kroatisch mit lateinischem Alphabet, jede Variante mit weiteren Sondermerkmalen, vor allem im Wortschatz, und das Ganze zusätzlich überlagert von einer lautlichen Zweiteilung (die nicht mit der Spaltung Serbisch/Kroatisch zusammenfällt): «Ekavisch» und «Jekavisch» («Ijekavisch»), dh. verschiedene Reflexe des slavischen *ě*, z.B. *reka* 'Fluß', *vetar* 'Wind', *beo* 'weiß' einerseits, *rijeka, vjetar, bio/bijel* andererseits, sodaß im Prinzip zumindest für das Auge vier schriftsprachliche Varianten möglich sind: *peka, reka, pijeKa, rijeka*. Wenn dieses weiterherzige System heute, im Zeichen einer auch von Staats wegen geförderten Vereinheitlichungstendenz ins Wanken gerät, ist doch nicht zu übersehen, daß es lange Zeit recht gut funktionierte und zweifellos den Zusammenschluß der verschiedenen Sprachregionen unter einem gemeinsamen – nicht zu eng konzipierten – Dach erleichtert hat.

Manas (Schweizer Dialekte in Text und Ton: Rätorum. und rätolomb. Mundarten, Heft 13 und 155); ferner Pult, Sent 58 (§ 120) und Schorta, Müstair 57.

- 25a) Im nachhinein erweist sich diese Annahme, jedenfalls in so allgemeiner Formulierung, doch als zu optimistisch. In letzter Zeit (nach Abschluß der Manuskriptes) habe ich im Oberengadin, besonders von älteren Leuten, Äußerungen sehr lebhaften Bedauerns über den Ausschluß von *ü* und *ö* zu hören bekommen.
- 26) Vgl. (e i n prominentes Beispiel für Tausende) Goethe, Faust I, Anfang: *Medizin: Bemühen, können: verbrennen, Zweifel: Teufel*.
- 27) Daß strenge, allgemeinverbindliche Sprachnormierung, wie wir sie heute gewohnt sind, eine Spezialität der neuesten Zeit ist, weiß jeder Philologe. Der Romanist wird sich

besonders an die freizügige Variabilität der altprovenzalischen Dichtersprache erinnern: *noit/nuoit/nueit/noch/nuech...*, *cantar/chantar, ben/be, dent/den* usw. – all dies sind «erlaubte» Formen! Vgl. auch, in Bezug auf das Frühneuhochdeutsche, Max Wehrli in einer Besprechung bayrischer Barockliteratur (Neue Zürcher Zeitung 1985, Nr. 106, p. 70): "Zum Entsetzen aller Sprachregler gibt sich das Deutsche in individuellen Formen, je nach Herkunft und Zielpublikum des Autors, auf allen Ebenen zwischen einer sich bildenden gesamtdeutschen Hochsprache und einer bereits beginnenden Mundartdichtung, meistens aber in einer Art bayrischer Schriftsprache, die jedoch in Formen, Wortschatz und Rechtschreibung sehr variabel ist".

Nun ist allerdings klar, daß sich ein bestimmtes Modell nicht ohne weiteres von einem Sprachgebiet auf ein anderes übertragen läßt. Vor allem darf die Verschiedenheit der Größenverhältnisse nicht außer Acht bleiben: eine schriftsprachliche Variante auf einige Millionen Sprachträger abzustützen oder auf bloß fünfzehntausend, das sind zweierlei Paar Stiefel. Vermutlich wäre es schon mit Rücksicht auf Komplikationen in der praktischen Anwendung nicht opportun gewesen, im Rumantsch Grischun von allem Anfang an eine Spaltung mit einzubauen. Das schließt nicht aus, daß später eine Lockerung, auch in andern Punkten als dem hier zur Diskussion stehenden, möglich werden kann. Wohl in den meisten Sprachen haben sich zentripetale und zentrifugale Kräfte, gewiß nicht zum Schaden des Ganzen, immer wieder abgelöst. Auch Vuk Karadžić, der «Vater» der serbokroatischen Schriftsprache, hat nach einer anfänglich strengen Regulierung in einer zweiten Phase einem liberaleren Konzept zugestimmt. Heute steht in Jugoslawien wieder die umgekehrte Tendenz im Vordergrund. Eigentlich gilt noch immer, was Meillet-Vaillant in ihrer *Grammaire de la langue serbo-croate* (1924) schrieben (p. 11): "La langue unique, qu'on pensait avoir créée en 1850, est en fait encore en formation". Dieser Satz trifft allerdings, mutatis mutandis, nicht nur auf das Serbokroatische zu, sondern auf alle lebenden Sprachsysteme: auch «Hochsprachen» sind ja, solange immer sie wirklich gebraucht werden, nicht ein für allemal fixiert, sondern einer ständigen, fast unmerklichen Veränderung unterworfen. Das wird auch beim Rumantsch Grischun nicht anders sein, sofern es weiterbesteht. Gerade im Fall einer vorwiegend auf rationaler Überlegung aufgebauten Sprachform würde ein vom Gebrauch ausgehender Wandel nicht Gefährdung oder Minderung bedeuten, sondern im Gegenteil natürliche Adaptation und normales Wachstum: Sprachwandel als eine Hoffnung für die Zukunft.

Es würde zu weit führen, im Rahmen dieses Beitrags eine größere Zahl ähnlicher Fälle in extenso darzulegen. Im Folgenden greifen wir noch einige Beispiele heraus, um auch Probleme der Morphologie, der Syntax und des Wortschatzes kurz zu illustrieren.

Eine auffallende Eintracht herrscht innerhalb ganz Romanischbündens, soweit es sich um die Endungen handelt, in Bezug auf die *P l u r a l*- und die *F e m i n i n b i l d u n g*: überall *-a* als Zeichen des Feminiums bei Adjektiven (auch solchen der dritten lateinischen Deklination: *gronda, verda* usw.); überall *-s* als normale Pluralendung; überall *-a* für Kollektiv-«Plurale» (*la bratscha, la maila* usw., verbunden mit der Singularform des Verbums, z.B. *la maila è madira, la feglia croda*, vgl. altgriech. *tà phýlla piptei*: Verbum in der 3. Sing.). Soweit ergaben sich keinerlei Probleme.

In zwei Punkten zeigt nun aber die Surselva höchst interessante Abweichungen. Erstens bewahrt sie im Maskulin Plural noch Überreste des Nominativs auf *-i*, der heute auf die mit *esser* und *vegnir* konjugierten Partizipien und einzelne Personalpronomina beschränkt ist: Perfekt *nus essan stai, vegni* (STATI, VENUTI), Passiv *els vegnan clamai*; Pronomina *nusezzi* (-IPSI) 'wir selbst' und *vusezzi* (neben *nusezs* und *vusezs* in gleicher

Funktion);²⁸⁾ altsurselvisch auch noch Adjektivformen vom Typus *sauni* (SANI), heute nur noch *sauns* (SANOS). Diese *i*-Plurale konnten, genau wie das prädikative *-s* im Singular – ebenfalls eine kostbare Reliquie des Surselvischen: *el ei staus, vegnius* (STATUS, VENUTUS), *el ei sauns* (SANUS) usw. – als «minoritäre», aus der Sicht aller anderen Teilgebiete unregelmäßige und systemwidrige Formen, unmöglich in die gemeinsame Schriftsprache hinübergerettet werden, wie sehr man dies auch als Sprachhistoriker bedauern wird: im Hinblick auf das zu erreichende Ziel handelt es sich um ein abwegiges Bedauern. Hier blieb nichts anderes übrig als über den eigenen Schatten zu springen.

Dasselbe gilt im Prinzip für die zweite grundlegende Abweichung des Surselvischen im Bereich der Nominalflexion: die häufigen, durch einstige Endsilbenvokale (Umlaut) bewirkten Stammveränderungen vom Typus Sing. *iert* / Plur. *orts, tgiern / corns, corna, niev / novs, nova, novas, jester / jasters, jastra, jastras* usw. Die anderen Regionen Romanischbündens haben beim Substantiv und Adjektiv die Stammunterschiede weitgehend ausgeglichen und sind damit zu einem regelmäßigen Flexionstypus gelangt, Krönung (*si licet verbo*) eines seit Jahrhunderten wirksamen «Strebens» nach grammatischer Transparenz, das zum Teil erst in der Gegenwart zum «gewünschten» Resultat führt (vgl. z.B. die in den letzten Jahrzehnten zunehmende Verbreitung des Typus *övs*, Plural zu *öv*, an Stelle von älterem *ous, ouvs* im Unterengadin²⁹⁾). Es wäre kaum vertretbar gewesen, aus Liebe zu bemerkenswerten Archaismen, die vor allem den Fachmann interessieren, sich gegen eine natürliche Entwicklung zu stemmen und den innovationsfreudigeren Regionen dort längst beseitigte Unregelmäßigkeiten wieder aufzunötigen. Daher RG *iert/lierts, corn/corns, corna, nov/novs, nova, novas, ester/esters, estra, estras* usw., meistens nach Maßgabe des Surmeirischen, das den Stammausgleich auch auf mundartlicher Ebene am konsequentesten durchgeführt hat. Ein Sonderstatut mußte allerdings der zahlreichen Gruppe der Substantive auf *-ELLUS* zugestanden werden. Gegen die in den Richtlinien (p. 22, M.2.a) vorgesehene Regularisierung, entsprechend dem Vorbild des Surmiran (Typus *utschell/utschels*), erhob sich auch von Seiten sonst zur Systematisierung neigender Mitarbeiter überraschend deutlicher Widerspruch, und so wurde denn in diesem Fall (sowie bei den Substantiven auf *-à* und *-ì*: *prà, vestgi*) mit Rücksicht auf surselv. *utschì/utschals*, engad. *utschè/utschels*, auch sutselv. *utschì/utschals* (resp. unterengad. *prà/prats, vesti/vestits*) einem unregelmäßigen Flexionstypus der Vorzug gegeben: RG *utschè/utschels* (und, in Anlehnung an die Partizipien, *prà/prads, vestgi/vestgids*), siehe Pledari p. 592, § 23.

Als Fehlrechnung entpuppte sich – um zur Verbalflexion überzugehen – die Erwartung, man könne im **K o n j u n k t i v P r ä s e n s** der regelmäßigen Verben, getreu dem Mehrheitsprinzip, das engadinische und das surmeirische Muster befolgen, die übereinstimmend in der 2. und 3.

28) Einzig *ei* oder *i* als pro- und enklitische Variante von *els, ellas* findet sich auch in Mittelbünden und im Engadin und ist dementsprechend als Eventualform ins RG aufgenommen

men worden (Richtlinien 24, Pledari 598, § 35).

29) Näheres in Annalas Soc. Retorum. 98, 80.

Singular und in der 3. Plural keinen formalen Unterschied zwischen Indikativ und Konjunktiv kennen (2. *portas*[t], 3. *porta*, 6. *portan* in beiden Modi; dementsprechend Richtlinien 25, M.5.a und b: RG *gidas*, *gida*, *gidan*). In der Praxis zeigte sich sehr rasch, daß diese Formengleichheit in der Sur- und z.T. in der Sutselva nicht so sehr als fremdartig wie schlicht und einfach als falsch empfunden wurde (vgl. surselv. Indikativ *portas* 2., *porta* 3., *portan* 6., aber Konjunktiv *porties* 2., *porti* 3., *portien* 6.); und fremd ist wohl ungewohnt, aber falsch ist unerrätlich – es sei denn, man gewöhne sich daran: jeder Sprachwandel ist zunächst einmal ein Fehler, ein Verstoß gegen bestehende Gewohnheiten. Durch Einbau des typischen Konjunktivzeichens *-i-* der Sur- und Sutselva fand dann die Arbeitsgruppe der Lia Rumantscha eine Lösung, die wohl praktikabel ist und niemanden zu sehr vor den Kopf stößt; siehe Pledari 614: *gidia* 1.3., *gidias* 2.5., *gidian* 4.6. usw., alle stammbetont. Es ist wohl kein Zufall, daß einzelne lombardische und trentinische Mundarten in spontaner Entwicklung zu ganz ähnlichen Formen gelangt sind, vgl. z.B. AIS 1685, P. 52 (Aurigeno), 22 (Olivone), 209 (Bormio) und 311 (Castelfondo).

Scharf beanstandet und als "unmöglich" bezeichnet wurde, weniger von Romanen als von auswärtigen Fachleuten, die Flexionsform *è*, 3. Sing. Präs. Ind. von *esser* (*S ei*, *E ais*, *es*), Richtlinien p. 27. Dabei hatte man offenbar übersehen, daß *è* kein Kunstprodukt ist, sondern ein rätselhaftes Naturgewächs: Die Form ist vorherrschend in Mittelbünden (Sm *è*, St *e*), aber auch dem Engadin und der Surselva als Variante keineswegs unbekannt.³⁰⁾ Die Übereinstimmung mit dem Italienischen – vielleicht nicht nach jedermanns Geschmack – sollte nicht dazu verleiten, eine auch aus der Sicht des Bündnerromanischen hervorragend systemgerechte Form (vgl. *ha* HABET, *va* VADIT, *po* POTE[S]T usw.) kurzerhand zu verwerfen.

Einiges Kopfzerbrechen bereitete die Bildung des Partizips Perfekt der regelmäßigen Verben, wo die Gegensätze innerhalb Romanischbündens zum Teil recht schroff sind: zwar im Femininum vorherrschend *-ada*, *-ida* (*-üda*), aber im Maskulinum, mit starker regionaler Differenzierung, S *-au*, *-iu* (*clamau*, *sentiu*, *vendiu*) / St *-o*,³¹⁾ *-ieu*³²⁾ (*clamo*, *santieu*, *vandieu*) / Sm *-o*,³¹⁾ *-ia* (*clamo*, *santia*, *vendia*) / Eo *-o*, *-ieu*³²⁾ (*clamo*, *sentieu*, *vendieu*) / Eb *-à*, *-i*, *-ü* (*clamà*, *sentì*, *vendü*). Nachdem man sich generell für die Beibehaltung von *au* als Resultat von primärem und sekundärem AU entschieden hatte (s.o., p. 184: *aur* statt *or*, *fautsch* statt *fotsch* usw.), hätte die Wahl in der ersten Konjugation theoretisch auf *-au* fallen

30) Eben lese ich in der Zeitung "Fögl Ladin" den Passus (unterengadinisch) "in noss cumüns è'l cuntschaint sco..." 'in unsern Dörfern ist er bekannt als...'. Vgl. Arquint, Vierv ladin p. 10 und I2: *el es*, aber bei Inversion *è'l*. Siehe auch AIS 1593, 1602, 1624, 1631, 1632, 1636, 1651 cp. und 1689: *e* EST außerhalb Mittelbündens sporadisch in Ramosch, Ardez, Sta. Maria VM, Pitasch, Breil, Surrhein und Camischolas.

31) Nach Palatalkonsonant in Mittelbünden abweichende Resultate: St *-ieu* (*maglieu*, *spitgieu*, siehe Anm. 32), Sm je nach Stammvokal *-èa* oder *-ia* (*maglea*, *laschea*, *piglia*, *tutgia* usw.).

32) *-ieu* ist historische (resp. Deckmantel-) Graphie: Aussprache heute im Oberengadin und im Schams *-ia* (wie Surmeir), im Domleschg *-èu*, am Heinzenberg *-ö*.

müssen (S *-au* ~ Sm [St, Eo] *-o*), während sich in den übrigen Flexionsklassen auf Grund der regionalen Formen keine eindeutige Lösung ergab. *-au* als Endung der Verben auf *-ar* scheint auf den ersten Blick wesentliche Vorteile zu bieten: man vermöchte ohne graphische Hilfszeichen (Akzente) auszukommen und könnte die surselvische, das heißt die Regionalform mit dem größten Eigengewicht, unverändert übernehmen (*RG = S *el ha clamau* usw.). Bei näherem Zusehen zeigen sich aber gravierende Nachteile. Gerade für die Surselva würden, infolge der häufigen prädikativen Verwendung des Partizips, zahlreiche Härten entstehen, da die spezifisch – und exklusiv – surselvischen Prädikativendungen (*-s* Singular, *-i* Plural) im Rumantsch Grischun aus leicht ersichtlichen Gründen keinen Platz finden können (s.o., p. 192). Es würden sich gegenüber treten: RG **el è stau* / S *el ei staus*; RG **ti vegns clamau* / S *ti vegns clamaus*; RG **vus essas staus* / S *vus essas stai*; RG **nus vegnan clamaus* / S *nus vegnan clamai*; usw. Damit müßte sich der Vorteil der lautlichen Übereinstimmung wegen der (aus surselvischer Sicht) grammatischen Fehlerhaftigkeit der Formen sehr oft in sein Gegenteil verkehren. Beim Adjektiv läßt sich der entsprechende Übelstand nicht vermeiden,³³⁾ aber dort ist er wenigstens auf den Singular beschränkt³⁴⁾ und durch keine zusätzlichen Komplikationen belastet. Beim Partizip dagegen wären beide Numeri betroffen (im Singular RG **stau* gegenüber S *staus*, im Plural RG **staus* gegenüber S *stai*), und hier kann die Härte wenigstens gemildert werden, wenn man einen andern Formtypus als Basis wählt. Es kommt dazu, daß sich auf der Grundlage von *-ar*: *-au* in den übrigen Konjugationsklassen schwer zu lösende Probleme ergeben hätten und man unweigerlich zu einem «hinkenden» Flexionssystem gelangt wäre.³⁵⁾

In dieser Situation erwies sich das unterengadinisch-münstertalische Modell, gerade dank seiner abweichenden Grundstruktur (vgl. Annalas Societä Retorum. Band 89, p. 31 und 54-56), aber auch kraft seiner Einfachheit und Transparenz (*-ar*, *-ada*: *-à*; *-ir*, *-ida*: *-i*) als am tragfähigsten und auch für die Surselva als relativ akzeptabel. Daher RG *-à* in der 1., *-i* in der 2.-4. Konjugation,³⁶⁾ im Plural des Maskulinums *-ads*, *-ids* (statt Eb *-ats*,

33) RG *el è ferm* 'er ist stark' usw. (im Prinzip wie St, Sm, Eo und Eb!) gegenüber S *el ei ferms* (FIRMUS).

34) Der Plural, RG *els èn ferms*, entspricht der allgemeinbündnerromanischen Formel, vgl. auch S *els ein ferms* (FIRMOS).

35) Eine Endung *-iu* (surselv. *sentiu*, *vendiu* usw.) würde dem Grundsatz widersprechen, wonach die überregionale Schriftsprache keine Laute und Lautverbindungen enthalten soll, die in einem der drei Hauptgebiete (Oberland, Mittelbünden, Engadin) nicht vorkommen (Richtlinien p. 5). Der Diphthong *iu* ist aber nicht nur dem Engadin, sondern

auch dem größten Teil Mittelbündens fremd und wird dort im allgemeinen eher als unangenehm empfunden.

36) *-ü* (und *-üda*) der dritten Konjugation muß nach der allgemeinen Regel im RG durch *-i* (*-ida*) ersetzt werden. *-i* als Partizipialendung ist übrigens nicht nur unterengadinisch-münstertalisch, sondern auf dialektaler Ebene auch mittelbündnerisch (Albulatal: Vaz, Lantsch, Bergün), vgl. Lutta 93 s., Ebnetter, Wb. Vaz 309, 446 etc., AIS 834, 1145 u.a., P. 17 und 27 (Typus *santsi*, *vandi* usw.).

-its) entsprechend den sonst allgemein geltenden Proportionen (-ada: -ads, -ida: -ids wie *gronda: gronds, choda: chods*; vgl. auch Eb *palü: palüds*, usw.).

Einige fast unlösbare Probleme ergaben sich überraschenderweise im Grenzbereich zwischen Morphologie und Syntax, wo man wohl geglaubt hätte, eher mit einer gewissen Elastizität, einem gewissen Spielraum rechnen zu dürfen. Zu einer harten Konfrontation kam es in der Frage des **n e g a t i v e n I m p e r a t i v s**. Das Rheinisch-Romanische verneint (wie das Deutsche und das Französische) einfach die gewöhnlichen Imperativformen (S *buca siara!*³⁷⁾ 'schließe nicht!', *buca serrei!* 'schließt nicht!', resp. *siara bu!* *serrei bu!*; Sm *betg sera!* *betg sarre!*); das Engadin dagegen verwendet (wie das Italienische) im Singular den negierten Infinitiv (*nu serrar!*, Eo *nu serrer!*), im Plural entweder wie das Rheingebiet die Formel Negation + Imperativ (Eo *nu serrè!*) oder aber Negation + eine besondere, aus Infinitiv und Personalendung zusammengesetzte Form (Eb *nu serrarai!*). – Eine Einigung schien unerreichbar. Jede Partei empfand die Form der «Gegenseite» als verfehlt. Auch ein Kompromißvorschlag wie *nu serra!* oder *na serra!* tönnte für engadinische Ohren "grundfalsch"; umgekehrt fand der Versuch, in der 2. Singular den (engadinischen) Infinitiv mit einer rheinisch-romanischen Negationspartikel zu verbinden, bei der Gegenpartei keinerlei Anklang – ein klassisches Beispiel dafür, daß mit noch so gut gemeinten Kreuzungen oft nicht weiterzukommen ist. Etwas weniger schlimm stand es mit einer Abwandlung der surmeirischen Formel: *serra betg!* (demnach Richtlinien 26 *gida betg!*). Schließlich einigte man sich auf einen Doppelvorschlag: *na gida betg!* *na gidai betg!* oder *gida betg!* *gidai betg!* (Pledari 615, § 77), eine elastische Regelung, die es vielleicht doch ermöglicht, die «feindlichen Brüder» unter ein Dach zu bringen.

Fast unüberwindlich erscheint der Gegensatz zwischen den beiden Hauptgebieten auch in Bezug auf die **u n b e t o n t e n O b j e k t s - p r o n o m i n a**, wobei die Grenze nicht einfach mit der Wasserscheide Inn/Rhein zusammenfällt: das Oberengadin zeigt heute eine unverkennbare Neigung, in der Alltagssprache zum rheinischen Typus umzuschwenken; andererseits verwendet das Oberhalbstein, besonders auf schriftsprachlicher Ebene, oft die engadinische Formel. Der Gegensatz besteht darin, daß Sur- und Sutselva (abgesehen vom Reflexivum *se-*, *sa-*) nur noch **e i n e** Kategorie von Objektspronomina kennen, die aus den betonten Formen hervorgegangen ist und der Verbalform nachgestellt wird, während das Engadin wie alle andern romanischen Sprachen zwei Reihen besitzt, eine betonte (nach der Verbalform stehende) und eine unbetonte, die im Normalfall dem Verbum vorangeht. Es stehen sich also zwei Grundtypen gegenüber: einerseits (S) *el cloma mei* (wie deutsch *er ruft mich*) ohne sichtbare Differenzierung zwischen betontem und unbetontem Objekt; andererseits (E) *el am cloma (clama)* (wie französisch *il m'appelle*, it. *mi chiama* usw.), mit deutlichem Unterschied zur betonten Form *el cloma (a) mai* (*chiama me*, [*c'est moi qu'il appelle*]). – Die Entscheidung war alles andere als einfach. Rein von der Deutlichkeit her mußte wohl das lapidare System

37) Zur Negation s.u., p. 196 ff.

des Rheingebietes, das sich heute zunehmend ausbreitet, im Vordergrund stehen; allein die Einwände der (Unter-)Engadiner waren doch zu gravierend: sie empfanden die surselvische Konstruktion als barbarisch, als ungelent und unromanisch. Andererseits erschienen den Oberländern die tonlosen Objektspronomina der Engadiner als zu nebelhaft, zu flüchtig und undeutlich, allzu leicht übersehbar. Es blieb kaum etwas anderes übrig, als im Prinzip beide Konstruktionen zu akzeptieren. Daher die Empfehlung (Richtlinien 23), hier das Surmiran als Richtschnur zu nehmen: «Richtschnur» heißt in diesem Falle möglichste Liberalität, Zulassung beider Ausdrucksweisen, in der Hoffnung, es könnte dadurch eine gegenseitige Gewöhnung erreicht werden. In der äußeren Gestalt wurden die schriftsprachlich-engadinischen Pronomina allerdings leicht modifiziert, in Anlehnung an die rheinischen, aber auch die münstertalischen Formen: *ma, ta, sa* statt normal-engadinisch *am, at, as*. Vgl. nunmehr auch Pledari 599 ss., insbes. 601, § 44 Remartga.

Ins Grenzgebiet zwischen Syntax und Lexikologie führt uns schließlich die Erörterung der bündnerromanischen *N e g a t i o n*. Auch hier handelt es sich nicht nur um verschiedene Formen oder Worttypen, sondern vor allem um die Frage der Stellung vor oder nach dem Verbum, und auch hier steht Graubünden mitten im Spannungsfeld zwischen Romanisch und Germanisch, oder besser: zwischen Süd- und Mitteleuropa. Das Engadin bleibt wiederum, was die gewöhnliche (nicht verstärkte) Negation anbelangt, bei der ursprünglich-romanischen Formel (*NON* vor dem finiten Verbum): Eb *eu nu sa*, Eo *eau nu se* (wie it. *non so*, span. *no sé*, rum. *nu știu* usw.), die Sur- und die Sutselva dagegen brauchen durchwegs eine sekundäre (ursprünglich verstärkende) Negationspartikel, die gewöhnlich hinter dem Verbum steht: S *jeu sai bu(cfa)*, St *jou se betg(a)* (wie dt. *ich weiß nicht*, engl. *I dont [know]* usw., vgl. aber auch in Oberitalien weitgehend *a so mi[n]ga* o.ä.,³⁸⁾ frz. und okz. umgangssprachlich *je sais pas, sabi pas*). Das Albulagebiet (Surmeir) hält zum Teil noch an der älteren Formel mit doppelter Negation fest: *ia na sa betg* (vgl. frz. schriftsprachlich *je ne sais pas*, mhd. *ih enweiz [ne weiz] niht*), welche allerdings immer mehr für den Sonderfall der nachdrücklichen Verneinung reserviert und heute gewöhnlich durch bloßes *ia sa betg* ersetzt wird. – Auch hier war es nicht leicht, die Gegensätze zu überwinden. Der erste Vorschlag lautete auf *na + Verbum + fakultatives betg* (Richtlinien 28; vgl. gesamtbündnerrom. *na* 'nein'). Da elidiertes *n'* allein (vor Vokal) als zu schwach empfunden wurde,³⁹⁾ ist man später zu einer differenzierteren Regelung gelangt: *na ... betg* oder *na* vor konsonantisch, *n' ... betg* oder *nun* vor vokalischem anlautendem Verbum (*nun* entspricht der vorvokalischen Form des Engadins), siehe Pledari 450 und 608 s. Das mittelbündnerische *betg* wurde aus verschiedenen Gründen dem surselvischen *buca, buc, bu'* vorgezogen: einerseits findet es sich dialektal auch in der Surselva selbst (Tavetsch und Medels), andererseits steht es der engadinischen Verstärkungspartikel *brich(a)* rein lautlich näher als *buc(a)*, welches zudem die fatale Eigenschaft besitzt, außerhalb der Sursel-

38) Mailändisch auch – höchst bemerkenswert – *mi soo no*, mit nachgestelltem *NON*!

39) Vgl. auch *n' o h n e* verneinende Funktion (!) in unterengad. *eu n'ha* 'ich habe'.

va als "komisch" empfunden zu werden, siehe DRG 2, 499 und 506, V: Spottverschen und Ähnliches.

Beim *W o r t s c h a t z* im engeren Sinne ergeben sich – wie könnte es anders sein – zahlreiche Einzelprobleme. Hier nur stichwortartig einige Beispiele:

'ja': S *gie*, St und Sm *ea, gea* (< JAM [+ dt. JA?]) / E *schì* (< SIC), umgangssprachlich oft *haj*. – Richtlinien 28 *ge* und *schì*, aber Pledari 408 *gea*: zweierlei Methoden, entweder Nebeneinander der beiden peripheren Formen oder aber Konvergenz auf die Mitte hin. Der Typus JA(M) war freilich bis zum Anfang unseres Jahrhunderts auch dem Engadin nicht ganz fremd, vgl. DRG 7, 213 und 239: *ge, je* im untern Unterengadin und in Samnaun.

'nehmen': S, St *prender* / Sm, Eo *pigliar* / Eb Inf. *tour*, Part. Perf. *tut*, aber alle andern Formen vom Stamm *pigl-* (*piglia, pigliaiva, pigliarà* usw.). – Pledari 449: *prender*. Zwar ist *pigliar, paglear* auch im Sur- und Sutselvischen durchaus gebräuchlich (ist also an sich gesamtbündnerromanisch), aber im Vorder- und Hinterrheintal bedeutet es nicht 'nehmen' im allgemeinen, neutralen Sinne, sondern 'fangen, packen, festnehmen'. Daher wurde *prender* wohl zu Recht vorgezogen, wobei die Überlegung mitspielte, daß der Verbalstamm vielen Engadineren und Mittelbündnern vom Italienischen und Französischen her bekannt ist.

'essen': S, St, Sm *magliar, -ear, -er* / E *mangiar, -er*. – Pledari 364: *mangiar*. Gewählt wurde also die «minoritäre» Form, gegen die Hauptregel. Das weiter verbreitete *magliar* hat den entscheidenden Nachteil, daß es im Engadin 'fressen' bedeutet und somit auf Menschen bezogen als grob empfunden wird (Richtlinien² letzte Seite: *magliar* irrtümlich!). – Die urbanere engadinische Form (padanischer Herkunft) wurde auch für die Bezeichnung der 'Stadt' vorgezogen (Pledari 497: *ciad*) und damit gleichzeitig *martgà* von der rheinisch-romanischen Doppelbedeutung 'Markt, Handel' und 'Stadt' entlastet.

'weinen': S *bargir* (3. Pr. Ind. *bragia*) / St *cridar, bargir* (*bragia*), Sm *bargeir* (*bragia*), *cridar* / E *cridar, -er* (daneben in allen Teilgebieten weitere, weniger zentrale Ausdrücke). – Pledari 546: *bragir, cridar*, Pluralismus bewahrt, vgl. die Überlagerung in Mittelbünden. – Ähnliche Doppelbesetzungen auch für 'beginnen' (*entschaiver, cumanzar*), 'aufhören' (*chalar, smetter*), 'Mensch' (*uman, carstgaun*), 'Onkel' (*aug, barba*), 'breit' (*lad, lartg*) und in vielen weiteren Fällen.

'Großvater, Großmutter': S, St, Sm *tat, tatta* (*tata*) / Eo *non, nona* (daneben heute seltener, *bazegner, bapvegl, mammaveglia*) / Eb *bapsegner, bazegner, nona, mammaduonna* (u.ä.). – Pledari 390: *tat, tatta*; affektiv *non, nona*. Die Wahl von *tat, tatta* läßt sich zwar im Hinblick auf die Mehrheitsverhältnisse ohne weiteres rechtfertigen. Trotzdem war die Entscheidung nicht ungefährlich, bezeichnet doch *tat, tatta* – ein besonders heikler Fall – im Engadin nicht die Großeltern, sondern die Urgroßeltern. Allerdings bestehen auch innerhalb des Engadinischen selbst ganz ähnliche Unklarheiten, vgl. DRG 2, 138, 2.: *bapsegner* gewöhnlich 'Großvater', aber im Unterengadin und Münstertal sporadisch 'Urgroßvater'.

Auch wenn gerade im Bereich des Wortschatzes noch zahlreiche Probleme der Lösung harren und mit dem (zwangsläufig noch unvollständigen

gen) Pledari von 1985 «das letzte Wort» im eigentlichsten Sinne noch nicht gesprochen ist, wurde hier doch im Verlauf von drei Jahren von Georges Darms und seiner Equipe eine immense Arbeit geleistet, die einiges an Fingerspitzengefühl erforderte. Vieles wird sich mit der Zeit noch einpendeln, in einer Art Selbstregulierung, die vermutlich eher auf eine Öffnung hinausläuft. Ein Beispiel: 'Herr' (als Anrede) heißt nach Pledari 397 *signur*; aber aus der Zentrale selbst, der Lia Rumantscha, habe ich in letzter Zeit zweimal von *O b e r l ä n d e r n* in der neuen Standardsprache geschriebene Briefe erhalten, die mit der *e n g a d i n i s c h e n* Anrede *Sar* beginnen. Umso besser! Schon zeigt sich eine vermehrte Bereitschaft, geeignetes Sprachgut anderer Regionen auch über das vorgesehene Maß hinaus zu akzeptieren. Das ist eine der mit dem Rumantsch Grischun verknüpften Hoffnungen: daß durch die gemeinsame Schriftsprache die psychologischen Schwellen abgebaut, die erstarrten Fronten gelöst und damit auch das gegenseitige Verständnis der regionalen Idiome und der lokalen Mundarten (die ja weiterbestehen) gefördert werde.

Über Schönheit oder Häßlichkeit einer Kompromißsprache zu diskutieren, ist wenig sinnvoll. Die Urteile reichen denn auch, im Falle des Rumantsch Grischun, bereits von "abscheulich" (keine Überraschung) bis zu einem nicht weniger überzeugten (schon eher überraschenden) "das ist doch schön!". Die ästhetische Bewertung wird weitgehend von der Fähigkeit abhängen, sich umzugewöhnen. Jedermann ist ja «programmiert» auf eine ganz bestimmte Kombination von Sprachmerkmalen, und was immer von den eingespielten Regeln abweicht, wird als störend empfunden. Im übrigen teilt hier das Rumantsch Grischun das Schicksal aller interregionalen Schrift- und Ausgleichssprachen. Insgesamt sind sie blasser, «flacher», weniger spontan und in gewissem Sinne weniger ansprechend als Mundarten. Das gilt auch für die «schöne» italienische Schriftsprache: die Dialekte, auch diejenigen der Toscana, sind origineller, lebensvoller, weniger gegängelt; sie zeigen interessante Charaktermerkmale, die in der Hochsprache vermieden werden. Und doch, hat man sich einmal an ein Sprachsystem gewöhnt, wird man es auch schön finden können – das ist *in linguistics* vielleicht nicht die einzige, aber doch die wichtigste ästhetische Weisheit. Der Glücksfall, daß eine bestimmte regionale Variante kraft ihrer *l i t e r a r i s c h e n* Bedeutung, das heißt ihrer künstlerischen und kulturellen Ausstrahlung, als übergeordnete Schriftsprache akzeptiert wird, ist bisher in Romanischbünden nicht eingetreten, und man wird sich hier, wie in den meisten kleineren Sprachgemeinschaften, wohl mit einer weniger illustren Lösung zufriedengeben müssen. Auch bei den "Großen" liegen die Dinge ja durchaus nicht so einfach, wie man sich oft vorstellt. Weder Luther noch Goethe sind, obwohl immer wieder Ähnliches behauptet wird, die "Begründer" der deutschen, noch Shakespeare der englischen, noch gar – wie unlängst in einer bündnerischen Zeitung zu lesen war – Homer der Schöpfer der griechischen Schriftsprache (die als einigermaßen einheitliche Koiné erst Jahrhunderte später und nicht auf der Basis des homerischen Griechisch entstand). Auch italienische Dichtung – nicht nur Dialektdichtung – gab es bekanntlich schon vor Dante Alighieri; und so weiter.

Wie steht es nun aber – und damit kommen wir zum Schluß – mit der *V e r s t ä n d l i c h k e i t* der neuen Schriftsprache? Die schönste Überraschung, die man in diesem Zusammenhang erleben konnte, war die mehrfach bestätigte Erfahrung, daß die Leute vor allem beim Zuhören oft gar nicht merkten, daß sie mit einer neuen, nicht spontan entstandenen Form des Rätoromanischen konfrontiert wurden. Wohl war es nicht das eigene Idiom, aber doch ein Romanisch, dem man relativ leicht zu folgen vermochte. "Engadinisch", dachten zunächst viele Oberländer, "Surselvisch", viele Engadiner – doch nein! man verstand es so gut... Mehr hätte man wohl nicht erhoffen können. Das Idiom eines einzelnen Teilgebietes *d u r f t e* es nicht sein, schon mit Rücksicht auf die Gleichberechtigung der Regionen: nur niemandes Sprache kann in Romanischbünden jedermanns Sprache sein. Andererseits sollte die gemeinsame Sprachform jedem Bündnerromanen vertraute Elemente in genügender Zahl enthalten, um (etwas guten Willen vorausgesetzt) auf Anhieb verstanden zu werden, und vor allem sollte sie bestehende Gewohnheiten so wenig als möglich verletzen. Das ist auch der Grund, warum darauf verzichtet wurde, die traditionelle Orthographie – die ja durchaus nicht als ideal bezeichnet werden kann⁴⁰⁾ – bei dieser Gelegenheit von Grund auf zu ändern (Richtlinien 9 ss.). Damit hat man freilich einen Teil insbesondere der jüngeren Anhänger des Rumantsch Grischun enttäuscht – ungerne genug, aber es wäre wohl nicht ratsam gewesen, den Versuch zum vornherein mit zusätzlichen Neuerungen zu belasten, alte, allen gemeinsame Traditionen zu brechen und damit das Unternehmen als Ganzes zu gefährden. Auch hier darf die Überlegung als Trost dienen, daß spätere Verbesserungen nicht ausgeschlossen sind, wenn es gelingt, der neuen Schriftsprache zum Leben zu verhelfen und sie zunächst einmal etwas Wurzeln schlagen zu lassen.

Zu einem gewissen Optimismus darf vielleicht die Beobachtung Anlaß geben, daß das Rumantsch Grischun nicht nur leicht zu verstehen, sondern – wie die praktische Erfahrung zeigt – für Bündnerromanen auch äußerst leicht erlernbar und schon nach kurzer Zeit problemlos zu handhaben ist (vereinzelte Regionalismen dürfen und sollen dabei nicht kurzerhand als Fehler, sondern viel eher als Freiheiten betrachtet werden). Man hat den Eindruck, daß gewisse Regularisierungen, die allerdings nur in engster Anlehnung an bestehende Idiome durchgeführt wurden, sich nun günstig auswirken und die aktive Beherrschung der neuen Schriftsprache erleichtern.

So lautet denn die Bilanz positiv und ist der Erfolg gesichert? Wir geben uns keinen voreiligen Illusionen hin. Anfangserfolge sind erzielt worden, in unerwartetem Ausmaß, doch ob sie zum Dauererfolg werden,

40) Vor allem die enge Anlehnung an deutsche Graphien bringt gewisse Nachteile mit sich: Umständlichkeiten wie *tsch*, *dsch* (wo das Italienische, die padanischen Schriftdialekte, das Friaulische und neuerdings auch das Zentralladinische mit einem oder zwei Zeichen auskommen), ferner *sch*

ohne Differenzierung zwischen *š* und *ž*, und anderes mehr. – Ein Problem für sich sind die Doppelkonsonanten, denen nur noch in sehr beschränktem Ausmaß eine phonetische Realität entspricht, die aber im Prinzip, abgesehen vom Sutselvischen der neuesten Zeit, allen Idiomen gemeinsam sind.

das hängt von Faktoren ab, die schwer zu berechnen sind. Die *D i a - g n o s e* darf wohl lauten: Jeder bündnerische Rätoromane kann das Rumantsch Grischun verstehen, *w e n n e r w i l l*. Damit ist auch schon gesagt, warum die *P r o g n o s e* so unsicher bleibt. Zu glauben, das Problem sei ein rein linguistisches, würde einer Verkennung der Realitäten gleichkommen. Es sind nicht so sehr sprachliche wie psychologische, gesellschaftliche und politische Momente, die im weiteren den Ausschlag geben werden. Wohl noch keine Schriftsprache wurde vom «Volk» gewünscht und freudig willkommen geheißen. Schriftsprachen, «Hochsprachen» sind ihrer Natur nach elitäre Gebilde und werden in einer ersten Phase «von den Leuten», die ja lieber so reden, wie sie gewohnt sind, im allgemeinen abgelehnt, sofern man sie überhaupt zur Kenntnis nimmt. Für die Zukunft ergibt sich daraus noch kein negatives Präjudiz. Wäre das der Fall, so gäbe es auf dieser Welt nur Mundarten und vielleicht, da man auf die Dauer auch gegenüber entfernteren Nachbarn doch nicht zur Sprachlosigkeit verdammt sein möchte, die eine oder andere mündliche Koiné.

Im Falle Romanischbündens würde der gänzliche Verzicht auf eine überregionale Sprachform, die atavistische Ausrichtung *a l l e i n* auf den örtlichen Bereich nichts anderes bedeuten als Verzicht auf die Präsenz des Rätoromanischen in vielen Situationen des heutigen Lebens. Sie würde dem Deutschen erst recht Tür und Tor öffnen und so den Lebensraum der romanischen Kleinsprache, der an sich schon knapp genug bemessen ist, zusätzlich und in fataler Weise verengen.

Abgekürzt zitierte Werke

(Nur soweit Titel ohne Autorennamen! Weitere Abkürzungen siehe Anm. 16)

AIS = Karl Jaberg und Jakob Jud, Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz. Zofingen 1928 ss.

DRG = Dicziunari Rumantsch Grischun (begründet von Robert v. Planta und Florian Melcher). Cuoir/Winterthur 1938 ss.

Pledari = Georges Darms, Anna-Alice Dazzi, Manfred Gross und andere, Pledari rumantsch grischun - tudestg / tudestg - rumantsch grischun e Grammatica elementara dal rumantsch grischun. Cuir, Lia Rumantscha, 1985.

Richtlinien = Heinrich Schmid, Richtlinien für die Gestaltung einer gesamtbündnerromanischen Schriftsprache RUMANTSCH GRISCHUN. Chur, Lia Rumantscha, ^{1,2}1982.